Sacramenta.

Roman

von

Gustav Aimard.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Verlag von Ch. E. Kollmann.
1866.

Sacramenta.

Zweiter Theil.

XII.

Das Complot.

Don Luis nippte in kleinen Schlucken von seinem Tamarindenaufguß und prüfte immer aufmerksamer den Sprecher. Dann plötzlich setzte er rasch sein Glas auf den Tisch nieder, klopfte Gardunna auf die Schulter und sagte zu ihm:

„Wahrhaftig, Compadre, der Scherz ist vortrefflich, allein Sie haben Unrecht, den Zweck mir gegenüber nicht sogleich offen zu erklären. Sie wissen, daß ich immer einige Piaster für meine Freunde zur Disposition habe. Würde es daher nicht besser sein, wenn Sie mich offen darum angingen, Ihnen einige zu leihen, als sich den Kopf zu zerbrechen, um Lügen zu erfinden und mich zu nöthigen, diese anzuhören. Also sprechen Sie rund heraus, wenn's beliebt, denn ich habe Eile. Es ist zwei Uhr Nachmittags und um fünf Uhr spätestens muß ich in Mexiko sein."

„Ja, ja," versetzte der Andere kopfschüttelnd, „Sie führen heut' Abend die Sennoritas Gutierre in die italienische Oper."

„Das wissen Sie?" rief der Franzose mit Erstaunen.

„Ich weiß dies und noch viele andere Dinge, aber da Sie mich nicht anhören wollen, so ist es unnütz, daß ich Ihre Zeit in Anspruch nehme; Sie können Ihren Weg fortsetzen," sagte er ironisch und machte eine Bewegung, um sich zu erheben.

„Nun," entgegnete der Andere, indem er ihn zurückhielt und ihn nöthigte, sich wieder zu setzen, „seien Sie nicht wieder so rasch, zum Teufel; ich habe Sie nicht beleidigen wollen, allein ich liebe es, wenn man sich deutlich erklärt, und wenn es sich um ernste Dinge handelt, ist mir nichts erwünschter, als mich mit Ihnen zu verständigen."

„Eine Entführung mit bewaffneter Hand ist immer eine ernste Sache, wenigstens meiner Meinung nach."

„Ei, auch meiner Ansicht nach. Sollte ich es zufällig sein, den man zu entführen beabsichtigt?" fragte er lachend.

„Sie, Sennor, wahrscheinlich nicht, aber sicherlich Diejenigen, die Sie begleiten werden."

„Und Ihre Freundschaft für mich ist es, die Sie veranlaßt, mir ein solches Geheimniß mitzutheilen?"

„Freilich, Sennor," versetze er mit leichter Verwirrung, „was sollte es sonst sein?"

„Nun, bei Gott!" antwortete Don Luis schlau, „ich will nicht, daß Ihr gutes Herz Sie betrogen hat, und so werde ich Ihnen fünfhundert Piaster geben. Eine Liebe ist der andern werth. Ueberdies ist es wahrscheinlich, daß man Ihnen nicht so viel geboten hat."

„Nein!" entgegnete der Bandit naiv, „Don Remigo Diaz ist ein Geizhals, er hat mir nur hundertundfünfzig versprochen."

„Oh! das war nicht in baarem Gelde bezahlt."

„Und überdies weiß ich nicht, ob ich überhaupt bezahlt worden wäre, obgleich er sagt, daß wir für Rechnung eines Andern die Sache ausführen sollen."

„Bei mir brauchen Sie das nicht zu fürchten, Compadre, und hier ist der Beweis dafür."

Mit diesen Worten zog er unter seiner Zarapé eine lange seidene Börse hervor, durch deren Maschen man eine ziemlich bedeutende Anzahl Goldstücke blinken sah, schüttete seine Hand voll Unzen und reichte sie Garduna, dessen kleine grauen, durch die Begierde belebten Augen wie Karfunkel glänzten.

„Und nun, reden Sie, Compadre," sprach Don Luis, „ich bin ganz Ohr. Ich habe nicht nöthig hinzuzufügen, daß, wenn Sie versuchen sollten,

mich zu täuschen, Ihnen dieser Streich theuer zu stehen kommen wird. Sie kennen mich."

„Gut," erwiderte der Andere, indem er eiligst das soeben erhaltene Gold in seine weiten Taschen verschwinden ließ, „Ihnen gegenüber würde ich es nicht wagen, mir einen schlechten Scherz zu erlauben."

„Nachdem dieser Punct zwischen uns abgemacht ist, sagen Sie mir, um was es sich handelt."

„Dies wird bald geschehen sein, Sennor: ich befand mich gestern Abend, meiner Gewohnheit gemäß, in dem Velorio de la Socièdad filarmonica, den Sie ohne Zweifel kennen."

„Ich kenne ihn in der That," entgegnete Don Luis lächelnd, „fahren Sie fort."

„Es war ungefähr Abends halb zwölf Uhr, als ich im Spiel, welches mir hartnäckig entgegen war, eben meinen letzten Real verloren hatte und, durch den erlittenen Verlust ziemlich verdrießlich gemacht, daran dachte, mich nach Hause zu begeben, als mir Jemand auf die Schulter klopfte. Ich wandte mich um und erkannte mit Erstaunen Don Remigo Diaz. Nachdem ich ihn begrüßt hatte, wie es sich zwischen Caballeros geziemt, wollte ich ...."

„Verzeihen Sie," unterbrach ihn der Franzose rasch, „Sie erzählen sehr gut, lieber Sennor, aber wenn Sie so fortfahren, werden wir mehr Zeit

brauchen, als ich Ihnen widmen kann. Haben Sie daher die Güte, sich kurz zu fassen."

„Es sei, das ist auch mein Wunsch. Die Sache ist in Kürze folgende: Don Remigo Diaz hat die Angelegenheit für eine gewisse Summe übernommen; er arbeitet für Rechnung einer andern Person."

„Und wissen Sie nicht den Namen dieser Person?"

„Meiner Treu, nein."

„So fahren Sie fort."

„Es handelt sich also darum, womöglich heute Abend die beiden Töchter des Sennor Don Gutierre bei ihrem Herauskommen aus der italienischen Oper zu entführen, doch ohne ihnen etwas Böses zuzufügen. Eine um so leichtere Sache, als bei dem unruhigen und anarchischen Zustande, in welchem sich die Stadt in diesem Augenblick befindet, keine wirksame Dazwischenkunft der Polizei zu fürchten ist. Da man indessen Alles voraussehen muß und die beiden jungen Mädchen von zwei entschlossenen Caballeros begleitet sein werden — die Sie ohne Zweifel kennen —" fügte er mit schlauem Lächeln hinzu —

„Ja, ich kenne Sie," meinte Don Luis lachend, „fahren Sie fort."

„So kam Don Remigo Diaz nach dem Velorio in der Absicht, sechs geschickte Burschen zum

Schneiden[1]) anzuwerben und hat dies wirklich gethan. Es sind die Sennores El-Assustado, Cuchillero, El-Toro, El-Ninno, Sambujo und ich, Ihr Diener. Sie sehen, daß er sie gut gewählt hat."

„Ich gestehe in der That, daß Don Remigo Diaz sich darauf versteht und dies keiner seiner Versuchsstreiche ist."

„Nach der Entführung sollen die jungen Mädchen sogleich nach Chapultepec geführt werden. Wir erhalten darauf Jeder hundertundfünfzig Piaster, und können dann gehen, wohin es uns beliebt."

„Die jungen Mädchen sollen also heut' Abend durch diese sechs Individuen entführt werden."

„Nein, durch acht."

„Wie dies? Sie haben mir nur sechs genannt."

„Allerdings; aber Don Remigo Diaz und sein unbekannter Freund beabsichtigen, sich, wenn es nöthig ist, bei der Sache zu betheiligen."

„Teufel! Das verwickelt die Sache. Nun, wir werden uns bemühen, uns herauszuziehen. Und an welchem Orte sollen sie sich aufstellen, um ihren Handstreich auszuführen."

„An der Ecke der Calle-Primera-Monterilla."

---

1) Ein durchaus localer Ausdruck, welcher in der Sprache des niedrigen mexikanischen Volkes tödten bedeutet.

„Der Platz ist vortrefflich gewählt, gerade in dieser Straße wohnt Don Gutierre. Ah! Kamerad, nicht wahr, es ist abgemacht, daß, was auch geschehen mag, Sie sich neutral verhalten werden."

„Caraï, das sollte ich meinen," entgegnete er lachend. „Don Remigo hat mir nur Versprechungen gemacht."

„Anstatt Ihnen Gold zu geben, wie ich es gethan."

„Und dann bin ich Ihnen Dankbarkeit schuldig," fügte der Bandit pathetisch hinzu.

„Zugegeben," erwiderte der junge Mann, welcher sich erhob und einen Piaster auf den Tisch warf, um die Zeche zu bezahlen. „Auf Wiedersehen, Sennor Gardunna. Haben Sie Dank und Gott schütze Sie," fügte er mit absichtlicher Betonung hinzu, welche von dem Banditen vollkommen verstanden wurde.

Luis Morin verließ darauf den Rancho, bestieg sein Pferd und schlug, in Gedanken versunken, wieder den Weg nach Mexiko ein, von dem er übrigens höchstens noch einen Kilometer entfernt war.

Der Fall war ernst, die Lage äußerst schwierig, wie ihm Gardunna auseinander gesetzt hatte; es war auf keine Hülfe der Polizei zu rechnen, da dieselbe seit mehren Tagen vollständig aufgelöst und ihre Agenten verschwunden waren. Die jungen

Mädchen nach dem Theater führen, hieß sie der Entführung aussetzen; denn es war unmöglich, daß es zwei Männern, ungeachtet ihrer Stärke und ihres Muthes, gelingen konnte, sich von acht gegen sie erbitterten Banditen zu befreien. Auf der andern Seite war es noch unmöglicher, die jungen Mädchen zu bitten, dieser Vorstellung, auf welche sie sich seit langer Zeit gefreut hatten, nicht beizuwohnen, denn man mußte ihnen die Gründe einer solchen Maßregel eröffnen, welche ihnen mit Recht sonderbar erschienen sein würde.

Der Franzose setzte gesenkten Hauptes seinen Weg fort und zerbrach sich den Kopf, um ein Mittel zu finden, die jungen Mädchen vor dem ihnen gestellten Hinterhalt zu retten und zugleich die Urheber zu bestrafen, denn er wollte sie ihren kühnen Versuch theuer bezahlen lassen. Leider war es vergeblich, daß er sich mit diesem Gedanken quälte; ungeachtet aller seiner Anstrengungen fand er nichts. Und so wird es den Leser keineswegs in Erstaunen setzen, wenn wir ihm mittheilen, daß, je weiter er kam, seine Stimmung immer verdrießlicher wurde.

Er hatte die Plaza-Mayor erreicht und war eben im Begriff, über dieselbe nach der Calle-Primera-Monterilla zu reiten, als er an der Ecke des Platzes genöthigt war, vor einer ziemlich dichten Menschenmasse, die ihm plötzlich den Weg

versperrte, Halt zu machen. Diese Menge bestand aus Leuten, welche einem Priester folgten, der die heiligen Sacramente zu einem Sterbenden trug. Obwohl Don Luis leise seinen Mißmuth ausließ, so machte er dennoch Halt und der mexikanischen Gewohnheit folgend, nahm er seinen Hut ab, machte das Zeichen des Kreuzes und wartete, bis die Menge sich verlaufen hatte.

Wie jeder müßige Mann bei solcher Gelegenheit gethan haben würde, blickte er mechanisch um sich. Plötzlich stieß er einen Freudenschrei aus, denn er hatte zufällig inmitten der Menge Jemand bemerkt, den er in diesem Augenblicke von Mexiko weit entfernt glaubte.

„Oh Teufel!" murmelte er.

Und da er fürchtete, daß der Zufall, welcher ihn zu so gelegener Zeit einen alten Bekannten wieder finden ließ, ihm denselben von Neuem inmitten der wogenden Menschenmenge entführen könne, so trieb er, ohne an die Sterbesacramente, noch an die Gefahr zu denken, welche ihn ereilen konnte, sein Pferd in der Richtung des Mannes, den er erreichen wollte, vorwärts.

Das mexikanische Volk gleicht hierin demjenigen aller übrigen Länder, es läßt sich nicht gern niedertreten, ohne daß man ihm ein: „Aufgepaßt!" zuruft, hauptsächlich wenn es sich irgend einer religiösen Beschäftigung hingiebt. So hatte denn

auch der Franzose kaum sein Pferd in Bewegung gesetzt, als sich von allen Seiten, obgleich er nur langsam und mit der größten Vorsicht weiter ritt, Geschrei und Drohungen gegen ihn erhoben. Luis Morin that, als hörte er nichts davon und setzte unerschütterlich seinen Weg fort, indem er sich, als die Unruhe zu stark und die Drohungen zu persönlich wurden, begnügte, einen Blick auf die Schreier zu werfen, welcher dieselben — wir müssen es gestehen — augenblicklich zur Vorsicht mahnte.

Dieser so plötzlich gegen den Franzosen lautgewordene Lärm hatte das Gute, daß der Mann, welchen er zu erreichen wünschte, neugierig den Kopf emporhob, um die Ursache dieses Geräusches und dieser Unordnung kennen zu lernen, nach allen Seiten umherschaute und Luis Morin erblickte. Sogleich erkannte er ihn und war nun ebenfalls bestrebt, ihn zu erreichen. Da er ein großer Mann und mit herkulischer Kraft begabt war, so wußte er seine breiten Schultern in der Menge so gut zu gebrauchen, daß er bald seinen Zweck erlangte, das heißt, sich bald neben dem Reiter befand.

Darauf vereinigten Beide ihre Anstrengungen, theilten die sie umringenden Leute und befanden sich in wenigen Minuten außerhalb der Menge, die sie sich entfernen sahen, indem sie, wie dies immer geschieht, noch stärker ihnen nachschrien,

da sie vermutheten, daß sie sich aus Furcht davon machten.

Sobald sie eine Seitenstraße erreicht hatten, in der sie sich beinahe allein befanden, gab der Franzose offen seine Freude zu erkennen, indem er dem Andern die Hand mit den Worten reichte:

„Wahrhaftig, mein lieber Saint-Amand, ich freue mich, Sie hier zu treffen, obgleich ich Sie bereits seit langer Zeit in der Gegend von Guadalajara glaubte.“

Saint-Amand — denn er war es in der That, welchen der Franzose in der Menge wiedergefunden hatte — ließ die Schultern mit verlegener Miene herabhängen.

„Sie sind mir böse, nicht wahr, Herr Luis?“ antwortete er.

„Ich, im Gegentheil,“ entgegnete dieser heiter, „und noch vor wenigen Augenblicken würde ich gern hundert Piaster darum gegeben haben, um zu wissen, wo ich Sie finden könnte.“

„Ist es wahr, was Sie da sagen, Herr Luis?“

„Wahrhaftig! oder zum Teufel, haben Sie mich je bei einer Lüge ertappt?“

„Freilich wahr, ob gut oder schlecht, Sie sagen immer, was Sie denken, es ist angenehm, daß man bei Ihnen stets weiß, woran man sich zu halten hat. Sollten Sie zufällig meiner bedürfen?“

„Vielleicht, aber vor Allem, sind Sie allein hier?“

„Nun, ich sehe, daß ich Ihnen wieder nicht entwischen kann und Ihnen Alles sagen muß.“

„Ja, ich glaube, daß dies das Beste wäre,“ meinte Jener lächelnd.

„Wohlan, ohne länger zu schwatzen, die Sache ist in zwei Worten folgende: Wir sind abgereist, wie Sie uns befohlen hatten, und sind sogar bis Guadalajara gekommen; dort aber langweilten wir uns zum Sterben, und da wir sicher waren, Sie unterwegs zu treffen, sind wir nach Mexiko zurückgekehrt und heut' Morgen hier eingetroffen.“

„Wie! Sie wären alle Vier hier?“

„Leider, ja!“ versetzte er mit kläglicher Miene; ich war auf dem Wege zu Ihnen, um Sie von unsrer Rückkehr in Kenntniß zu setzen, als diese verdammte Procession mir den Weg versperrte. Sind Sie sehr erzürnt über mich, Herr Luis?“

„Ich! Im Gegentheil, ich bin entzückt. Das ist eine wahre Fügung des Himmels.“

„Sie wissen, daß ich nichts davon verstehe.“

„Ich glaube es wohl,“ erwiderte er lachend, „allein es genügt, daß ich mich verstehe.“

„Allerdings.“

„Und zum Beweis, daß ich nicht ungehalten über Euren Streich bin, gehen Sie und holen

Sie Ihre Gefährten und seien Sie alle vier in spätestens einer Stunde bei mir."

„Um was zu thun?"

„Zunächst, damit Jeder fünfundzwanzig Piaster Gratification in Empfang nehme."

„Geschieht dies wegen unsers Streiches?"

„Vielleicht," gab der Andere lachend zur Antwort.

„Ei, das paßt mir, und dann?" fragte er heiter.

„Dann, um meine Befehle zu empfangen."

„Gut, ich merke, wo Sie hinaus wollen, es wird heiß hergehen."

„Ha! es ist möglich, daß so etwas im Werke ist."

„Meinetwegen, so werden wir wenigstens nicht ganz unsere Zeit in diesem verdammten Mexiko verloren haben. Auf Wiedersehen, Herr Luis."

„Auf Wiedersehen, Saint-Amand."

Sie wandten sich den Rücken; jeder folgte einer andern Richtung. Der Canadier suchte seine Freunde auf und der Franzose kehrte in das Haus der Calle-Primera-Monterilla zurück.

In dem Augenblick, als Luis Morin über die Plaza-Mayor ritt, schlug es auf dem Sagrario vier Uhr.

„Hm," murmelte er mit schlauer Miene und rieb sich mehrmals die Hände, „der Himmel ist entschieden für uns und ich fürchte sehr, daß nach dem spanischen Sprichwort dieser arme Don Ramon Armero selbst geschoren heimkehrt."

Einige Minuten später trat Don Luis, nachdem er sein Pferd den Händen eines Dieners überlassen, in sein Schlafzimmer, in welchem er Don Miguel vorfand, der behaglich auf dem Sopha ausgestreckt lag und eine schmachtende Seguidilla sang, welche er auf der Jarabé begleitete.

Bei diesem Anblick konnte der Franzose einer Anwandlung von Heiterkeit, die sich seiner bemächtigte, nicht widerstehen, und er lachte seinem Freunde unehrerbietig in's Gesicht, über welche unpassende Handlung dieser so verdutzt war, daß die Guitarre seinen Händen entfiel und mit einer harmonischen Klage auf den Parquetboden rollte, während er selbst empor fuhr, als wenn er einen elektrischen Schlag empfangen hätte.

„Ah! auf wen haben Sie es denn abgesehen?" fragte er halb ärgerlich. „Sagen Sie es mir, so werden wir wenigstens zusammen lachen, wenn die Sache der Mühe werth ist."

„Entschuldigen Sie mich," antwortete Don Luis, aus vollem Halse lachend, „aber es überwältigt mich und ich kann mich nicht beherrschen. Ich lache, weil es trefflich paßt, daß Sie sentimental die Guitarre spielen und gerade in dem Augenblick Ihre Liebe preisen, wo man Alles in's Werk setzt, um sie Ihnen zu entziehen."

„Wie!“ rief der junge Mann aufspringend. „Scherzen Sie, Don Luis?“

„Ich,“ entgegnete der Franzose, seine ganze Kaltblütigkeit wieder gewinnend, „im Gegentheil, ich bin niemals ernster gewesen.“

„Was geht denn vor? Erklären Sie sich um des Himmels willen,“ bat der junge Mann unruhig.

„Gott sei Dank, noch nichts, aber es wird sich wahrscheinlich heut Abend etwas ereignen, wenn wir nicht auf unserer Hut sind.“

„Was wollen Sie damit sagen? Sollte man die Absicht haben, meinen Onkel festzunehmen?“

„Ich halte den General Miramon nicht für fähig, eine so willkührliche Handlung zu begehen. Ueberdies hat er sich in diesem Augenblick mit ernsteren Dingen zu beschäftigen, als einen vertheidigungslosen Bürger anzuhalten. Es handelt sich nicht um ihn.“

„Und um wen denn sonst? Um des Himmels willen, sollte es meine Cousinen betreffen?“

„Ja, mein lieber Don Miguel, man beabsichtigt sie heut' Abend, bei dem Herauskommen aus dem Theater nicht festzunehmen, sondern sie zu entführen.“

„Meine Cousinen entführen, heut' Abend?“

„Mein Gott, ja, ganz einfach.“

„Und wer sollte dies wagen?“

„Ach wahrhaftig! Mein lieber Don Miguel, erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß ich Sie ganz entzückend finde. Wie denn, Sie haben einen Nebenbuhler, Don Ramon Armero genannt; derselbe hat bis jetzt Alles gethan, um Sie wo möglich zu tödten, und da ihm dies nicht gelang, Ihnen Diejenige zu rauben, welche Sie lieben, und Sie sind geneigt anzunehmen, daß er, beständig in seinem Kampfe gegen Sie geschlagen, seine Niederlage ohne Revanche zu suchen, hinnehmen sollte. Wahrlich, Sie halten ihn auch für zu dumm. Nein, nein, an dieser Revanche hält er fest und hofft, sie nicht später als diesen Abend auszuführen."

„Sie setzen mich in Bestürzung, Don Luis. Wer hat Sie von dieser schändlichen Intrigue so gut unterrichten können?"

„Das thut wenig zur Sache, mein Freund; ist es nicht die Hauptsache, daß ich sie kenne? Ich weiß Alles, sage ich Ihnen."

„Aber theilen Sie mir wenigstens einige Einzelheiten mit, lassen Sie mich nicht länger in dieser Unruhe. Was erwarten Sie, um mir Alles zu sagen?"

„Ich erwarte die Ankunft gewisser Personen, deren Gegenwart unumgänglich nöthig ist."

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und ein Peone erschien.

„Was wollt Ihr?“ fragte Don Miguel in verdrießlichem Tone.

„Caballero,“ antwortete ehrerbietig der Peone, „es sind vier canadische Jäger draußen, welche mit Don Luis Morin zu sprechen wünschen. Sie behaupten, daß der Herr sie hierher bestellt hat.“

„Sie haben Recht, laßt sie eintreten,“ sagte Don Luis.

Der Peone verneigte sich und ging hinaus.

„Was bedeutet dies?“ fragte Don Miguel.

„Still, Freund,“ erwiderte der Franzose, „die Gegenwart dieser Männer war nöthig, denn vor ihnen allein konnte ich mich erklären. Sie werden Alles hören.“

Die Thür ging auf und unsere alten Bekannten Saint-Amand, Sans-Raison, Ourson und Marceau traten, linkisch grüßend, von dem Peonen geführt, in das Schlafzimmer. Dann, als auf einen Wink Don Miguel's sich der Peone entfernt und die Thür hinter sich geschlossen hatte, standen sie in einer Linie und erwarteten mit ziemlich verlegener Miene und heimlich um sich schauend, daß man das Wort an sie richten sollte.

XIII.

Nach einer Vorstellung der Norma.

Die Hispano-amerikanischen Creolen lieben die Musik leidenschaftlich. Hauptsächlich sind sie für die italienische Oper eingenommen. Truppen, die im Allgemeinen in der Havanna gebildet werden und größtentheils aus bedeutenden Künstlern bestehen, von denen viele würdig sind, auf unsern europäischen Bühnen aufzutreten, und von denen manche dies sogar mit Erfolg gethan haben, verlassen zu gewissen Zeiten die spanische Insel, durchreisen die Küste und geben in den großen Städten der amerikanischen Republik Vorstellungen, die meistens sehr besucht sind. Nach einer längern oder kürzern Zeit kehren diese Künstlertruppen, nicht ohne einen schönen Gewinn auf ihrer Rundreise erzielt zu haben, wieder nach der Havanna zurück.

Zu der Zeit, in welche unsere Geschichte fällt,

war es so; wir wollen damit jedoch nicht behaupten, daß es jetzt noch eben so ist.

Zwei Sängerinnen waren es hauptsächlich, die sich in den ehemaligen spanischen Colonien einen großen Ruf von Schönheit und Talent erworben haben; die erste war die Sennora Pantanelli, die zweite die Sennora Theresa Rossi. In zwei Opern waren Beide bewundrungswürdig: in der Semiramis und in der Norma.

In den letzten Tagen der Macht Miramon's befanden sich diese Sängerinnen durch einen sonderbaren Zufall auf ihrer Durchreise in Mexiko und hatten, auf die inständigen Bitten der hohen Gesellschaft eingewilligt, einige Vorstellungen zu geben.

Ungeachtet der politischen Ereignisse, welche während der letzten Tage die Beständigkeit der Regierung des Generals Miramon so ernstlich in Gefahr gebracht hatten, waren die Vorstellungen der italienischen Oper dennoch so besucht gewesen, daß man gezwungen war, viele Personen an dem Büreau des Theaters abzuweisen.

Uebrigens darf dies Niemand in Erstaunen setzen. Das Leben der Hispano-Amerikaner ist ein so fieberhaftes und vom Zufall abhängiges, sie wissen so gut, daß Pronunciamentos, Revolutionen, Erdbeben und tausend andere eben so gefährliche Ereignisse über ihrem Haupte schweben

und sie in jedem Augenblick zu verschlingen drohen, daß das Vergnügen für sie Alles ist und nichts sie daran verhindern würde, sich demselben hinzugeben.

An dem Abende, von dem wir sprechen, war die Norma angekündigt. Die Sennora Theresa Rossi, seit einigen Tagen erkrankt, sollte in der Rolle der Norma wieder auftreten, sämmtliche Plätze waren schon im Voraus verkauft, selbst für fabelhafte Summen wäre es unmöglich gewesen, sich ein einziges Billet zu verschaffen, da Niemand eingewilligt haben würde, das seinige abzutreten.

Um sieben Uhr Abends begannen die Menschen nach dem blendend erleuchteten Theater zu strömen. Bald funkelten und schimmerten die Logen und Galerien von dem Feuer der Diamanten, mit denen die coquetten Sennoras ihre Toiletten verschwenderisch geschmückt hatten.

In einer Loge des ersten Ranges zogen Donna Jesusita und Donna Sacramenta Aller Blicke auf sich, nicht allein durch ihre wunderbare Schönheit, sondern auch durch die geschmackvolle Einfachheit ihrer reizenden Toilette. Hinter ihnen, in der Tiefe der Loge saßen zunächst Don Gutierre und, halb durch die Draperien verborgen, Don Miguel und Luis Morin.

Die Vorstellung begann; wir werden hier nichts darüber sagen, wir begnügen uns zu bestätigen,

daß sie prächtig war, die Sennora Theresa Rossi übertraf sich selbst, erlangte den Beifall der Kenner und erregte auf's Höchste die Begeisterung ihrer Bewunderer.

In Mexiko endigen die Theatervorstellungen im Allgemeinen zeitig; überdies zu dieser Zeit, wo der Feind fast an den Thoren der Stadt stand, dauerten sie nicht länger als bis zehn ein halb oder elf Uhr. An diesem Abend war der Enthusiasmus des Publikums die Ursache, daß sie sich bis elf ein halb Uhr verlängerte, was in Betracht des unruhigen Zustands, in welchem sich die Stadt befand, und bei dem gänzlichen Mangel polizeilicher Ueberwachung sehr spät war.

Endlich fiel der Vorhang und Jeder dachte daran, das Theater zu verlassen und sich nach Hause zu begeben.

Einige Minuten lang herrschte darauf eine leicht begreifliche Verwirrung in dem Saale, dann trat wieder Ordnung an die Stelle derselben, die Menge verlief sich friedlich in den weiten Corridoren des Theaters, erreichte die Straße und dort entfernte sich Jeder zu Fuß, zu Pferde oder zu Wagen in beliebiger Richtung. Eine Weile vernahm man, gleich einem fernen Grollen das Geräusch der Stimmen, welches sich mit dem Hufschlag der Pferde mischte, dann hörte dasselbe durch die immer größere Entfernung allmählich auf, die venetianischen

Laternen, welche die Façade des Theaters erleuchteten, erloschen ebenfalls und Alles versank in Schweigen und Finsterniß.

Die Nacht war dunkel und mondscheinlos, eine Providencia, wie die Miethwagen in Mexiko heißen, rollte schwerfällig über den mit Kieselsteinen bedeckten Boden, fuhr über die zu dieser Stunde vollständig öde Plaza-Mayor und bog in die Calle-Primera-Monterilla.

Wenn die Finsterniß nicht so dicht gewesen wäre und sich irgend ein Neugieriger in der Gegend befunden hätte, so würde derselbe einen Mann in einem weiten Mantel bemerkt haben, der bei dem durch die Annäherung des Wagens verursachten Geräusche einen Augenblick an der Ecke der Mauer des Platzes einige Schritte vortrat, darauf vorsichtig wieder in die ihm als Zuflucht dienende Vertiefung zurückkehrte und mit leiser Stimme ohne Zweifel anderen ihn begleitenden Männern zuflüsterte:

„Aufgepaßt! Das sind sie."

Bei diesen Worten vernahm man ein unheilvolles Waffengeklirr, worauf Alles wieder in Schweigen versank.

Inzwischen rollte die Providencia weiter, sie schien kein Mißtrauen zu haben, die Pferde, welche sie zogen, trabten mit jenem schwerfälligen und monotonen Schritt, welcher ein Privilegium der

Fiacrepferde in allen Ländern zu sein scheint. Der auf seinem Sitz wie es wenigstens schien halb eingeschlafene Kutscher hielt den Kopf gesenkt, blickte weder rechts noch links und sein fast in sich zusammen gesunkener Körper folgte allen Bewegungen und Stößen des Wagens.

Die Providencia kam immer näher, endlich befand sie sich nur noch wenige Schritte von der Mauer, wo der Mann, den wir erwähnt haben, sich im Hinterhalte hielt, und war eben im Begriff in die Calle-Primera-Monterilla einzubiegen, als plötzlich ein durchdringender Pfiff ertönte. Auf dieses Zeichen stürzten mehre Individuen auf den Wagen loß und löschten zunächst die Laternen desselben aus, mehre von ihnen sprangen an den Wagenschlag, während zwei Andere den Bock zu erklettern und den Kutscher hinabzustürzen suchten.

Da aber geschah etwas Seltsames; dieser scheinbar so schlaftrunkene Kutscher richtete sich plötzlich in die Höhe und mit einer Kraft und ungewöhnlichen Geschicklichkeit hieb er mit der Peitsche auf das Gesicht seiner Angreifer los, so daß sie vor Zorn und Schmerz schreiend zehn Schritt weit hinabrollten.

Während sich dies vorn am Wagen ereignete, wurden die Schläge der Providencia rasch aufgerissen und fünf bis an die Zähne bewaffnete Männer sprangen mit der Pistole in der Faust auf das

Pflaster und standen den sie so kühn Angreifenden auf beiden Seiten gegenüber.

Es scheint, daß dieser Wagen von so ruhigem und friedlichem Aeußern in seinem Schooße, wie das Pferd von Troja, Männer barg, die entschlossen waren, ihr Leben theuer zu verkaufen und sich nicht ungestraft beleidigen zu lassen.

Nachdem der Kutscher sich von Denen, die ihn so grob seines Sitzes hatten berauben wollen, befreit, beeilte er sich, mehre bereit gehaltene Fackeln anzuzünden und dieselben oben auf der Providencia zu befestigen, offenbar in der Absicht, den Kämpfenden zu leuchten, damit ihre Hiebe sich nicht in der Finsterniß verloren. Nachdem er diese Vorsichtsmaßregel getroffen, sprang er von seinem Sitz herab und zerschnitt die Zügel seiner Pferde, welche, ohne Zweifel über diese Aufmerksamkeit entzückt, im Galopp davon sprengten, darauf nahm er tapfer seinen Platz neben den fünf Männern ein, die jeden Schlag des Wagens vertheidigten.

Die über den rauhen Empfang erstaunten Angreifer, welche wehrlose Leute zu überfallen geglaubt hatten, zauderten und traten einige Schritte zurück.

Aber Don Luis und seine Gefährten — denn der Leser hat ohne Zweifel bereits unsern tapfern Streiter erkannt, — ließen ihnen zur Besinnung keine Zeit, sie drangen auf sie ein, umringten sie und griffen sie kräftig auf allen Seiten zugleich an.

„Verdammt!“ rief einer der Banditen, „wir sind verrathen worden! Muth Kinder, nieder mit diesen Elenden!“

„Gewiß sind Sie verrathen worden, Sennor Don Ramon,“ antwortete Don Luis in spöttischem Tone, „und Sie werden Ihren Ausfall theuer bezahlen, das schwöre ich Ihnen.“

„Elender Abenteurer!“ rief Don Ramon wüthend.

Und er drang heftig auf ihn ein.

Unglücklicherweise hatten die Mexikaner mit einer starken Partei zu thun; die Männer gegen welche sie kämpften, waren an tägliche tödtliche Kämpfe gewöhnt und handhabten außerdem nicht allein ihre Waffen mit einer außerordentlichen Geschicklichkeit, sondern auch mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit; sie mußten ihnen daher bedeutend überlegen sein und waren es in der That.

Drei von ihnen wanden sich bereits in den letzten Zügen am Boden, ein oder zwei Andere waren mehr oder weniger schwer verwundet, während nicht einer ihrer Stöße getroffen hatte; Luis Morin und seine Gefährten schienen unverwundbar.

Indessen schonten sie sich nicht; dicht an einander gedrängt, und langsam schrittweise vordringend, war es ihnen gelungen, die unglücklichen Mexikaner in einen unüberschreitbaren eisernen Kreis einzuschließen.

Don Ramon und seine Gefährten kämpften verzweifelt, sie wußten, daß sie keine Gnade von ihren unversöhnlichen Feinden zu erwarten hatten, und erkannten, daß ihre Flucht unmöglich war. Die Verzweiflung verzehnfachte ihre Kräfte, die Wuth, eine so schmähliche Niederlage bei der Ausführung eines seit langer Zeit vorbereiteten Planes zu erleiden, dessen Gelingen ihnen unzweifelhaft geschienen, verdoppelte ihren Eifer und machte ihre Vertheidigung erbittert.

Mehrmals hatte Don Miguel seine Pistolen ergriffen, um ganz aus der Nähe auf die Gruppe zu schießen, aber immer hielt ihn der Franzose zurück und sagte mit spöttischer Grausamkeit, welche den Grundzug seines Charakters bildete:

„Nein, nein, Don Miguel, wir haben es mit Coyoten zu thun, diese tödtet man nicht wie Jaguare, lassen wir ihnen zur Ader!"

Und er ließ ihnen in der That zur Ader mit einer unbeschreiblichen Wuth und stieß jedes Mal einen Freudenschrei aus, wenn er die Spitze seines langen Degens in einen menschlichen Körper eindringen fühlte.

Dieser Kampf, mit so schrecklichen Entwickelungen, dauerte bereits eine geraume Zeit, ohne daß eine Thür oder ein Fenster sich geöffnet hatte; die Bewohner der in der Nähe des Kampfplatzes befindlichen Häuser, hielten sich ruhig hinter ihren Mauern

in namenloser Angst, da sie überzeugt waren, daß endlich die Revolution ausgebrochen sei.

Von den acht Mexikanern, welche die Providencia angegriffen hatten, waren nur noch drei übrig, die andern lagen todt oder zu schwer verwundet, um den Kampf ferner fortsetzen zu können, auf dem Boden unter die Füße der noch Kämpfenden getreten.

Der Tod der letzten Mexikaner war nur noch eine Frage der Zeit für ihre unversöhnlichen Gegner, die noch als sechs unverwundete, kraftvolle Männer ihnen gegenüber standen; da plötzlich trat Don Luis einen Schritt zurück und senkte seinen Degen.

„Haltet inne," sagte er, „dies kann nicht so fortgehen, wir tödten wohl, aber wir morden nicht. Saint-Amand und Ihr, Gefährten, begnügt Euch damit, den Weg zu bewachen, damit diese Burschen nicht zu entfliehen versuchen können und überlasset Don Miguel und mir die Sorge, dieses Geschäft zu beenden."

Ohne sich die geringste Bemerkung zu erlauben, wichen die Canadier einige Schritte zurück, bereit indessen, wie es schien, ihren Freunden, wenn es nöthig sein sollte, zu Hülfe zu kommen.

Die drei noch kämpfenden Mexikaner waren Don Ramon Armero, Don Remigo Diaz und Gardunna; sie hatten die kurze Frist, welche ihnen

Luis Morin so gegen ihre Hoffnung gegeben, benutzt, um Athem zu schöpfen, aber in dem Augenblick, wo die Degen sich von Neuem kreuzen sollten, um dieses Mal einen entscheidenden Kampf zu eröffnen, warf Gardunna, anstatt sich zu vertheidigen, seine Machete zu Boden, verschränkte seine Arme über die Brust und rief mit verstellter Begeisterung aus:

„Es soll nicht gesagt werden, daß wir weniger Edelmuth als unsere Gegner bewiesen haben!"

„Was bedeutet dieses Betragen, Don Antonio?" fragte Don Ramon zornig.

„Mein Benehmen erklärt sich von selbst, Sennor, erwiderte unerschütterlich der Bandit, „da diese Caballeros freies Spiel bewilligen, so fordert es unsere Pflicht, daß wir ihr Beispiel nachahmen; machen wir also die Partei gleich, was mich anbetrifft, so glaube ich bis jetzt tapfer meine Pflicht erfüllt zu haben. Nun aber geht mich dieser Streit nur indirect an, meine Ehre ist nicht dabei betheiligt, um ihn länger fortzusetzen, und demnach erkläre ich denn, daß ich mehr noch durch die Höflichkeit Don Luis Morin's, als durch seine Tapferkeit besiegt, die Partei verlasse und meine Waffen strecke. Thun Sie Ihr Bestes, aber rechnen Sie nicht länger auf mich."

Don Ramon hatte mit wachsendem Zorn diese

lange Erklärung angehört, als Gardunna endlich zu sprechen aufhörte, rief er wüthend:

„Ach! Hund, jetzt verstehe ich Alles, Du bist es, der uns verrathen hat, aber Du wirst Deine feige Handlung theuer bezahlen!"

Plötzlich stürzte er mit einer gedankenschnellen Bewegung, welche der Bandit nicht voraus sehen konnte, auf ihn zu und stach ihm zweimal seine Machete in die Brust.

„Stirb, Elender!" rief er Zähne knirschend, „wenn ich hier unterliegen soll, werde ich wenigstens nicht ohne Rache sterben!"

Der Bandit rollte auf dem Boden, wo er unbeweglich liegen blieb; die Stiche Don Ramon's waren mit so sicherer Hand geführt worden, daß sein Mitschuldiger auf der Stelle todt war.

Darauf wandte sich Don Ramon wie ein Tiger in den letzten Zügen um, stürzte auf Don Miguel los und rief:

„Nieder! nieder mit Euch!"

Wieder begann der Kampf mit erneuter Wuth und Kraft.

Während einiger Minuten vernahm man kein anderes Geräusch, als das unheimliche Klirren der sich kreuzenden Eisen, mit dem sich die heisern Athemzüge der keuchenden Kämpfer mischten.

Dieser Kampf der vier Männer, die mit unbeschreiblicher Wuth einander umzubringen trach-

teten, welche, die Füße im Blut, inmitten der auf dem Pflaster liegenden Leichname standen und von den halbwilden, düstern und schweigsamen Jägern umringt waren, hatte etwas Furchtbares und Erschreckendes bei dem Scheine der von dem Winde bewegten Fackeln, welche unheimliche Schatten auf die Mauer warfen.

Indessen konnte dieses grausame Duell nicht mehr lange dauern; Don Ramon und sein letzter Mitschuldiger, immer mehr durch ihre furchtbaren Gegner in die Enge getrieben, und dicht an die Mauer gedrängt, handhabten nur noch mit kraftloser Hand ihre Waffen, ihre auf's Gerathewohl geführten Hiebe, verloren sich nach beiden Seiten, Erschöpfung übermannte sie, sie fühlten, daß der Tod furchtbar, unvermeidlich nahete. Ein kalter Schweiß perlte auf ihren Schläfen, ihre brennende Kehle war wie durch eine eiserne Hand zusammengepreßt, selbst ihre Blicke verschleierten sich durch die Todesangst und nur mechanisch und gleichsam instinctmäßig setzten sie den Kampf fort, nicht um sich zu vertheidigen, sondern um den Tod noch um einige Secunden zu verzögern.

Plötzlich sank Don Ramon auf ein Knie nieder; Don Miguel hatte ihm durch einen Hieb mit verkehrter Hand seinen Degen aus der Hand geschleudert, sich in demselben Augenblick auf ihn gestürzt und ihn gezwungen, niederzuknieen.

Halb wahnsinnig vor Wuth, suchte Don Ramon nach einer Waffe.

„Ergebt Euch!" rief Don Miguel.

„Nein!" antwortete er, „tödte mich, da das Schicksal mich in Deine Hände giebt."

Durch eine plötzliche Bewegung richtete er sich wieder empor und stürzte auf den jungen Mann, der durch diesen unvermutheten Angriff überrascht, einige Schritte zurückwich, an einen Leichnam stieß und rücklings niederfiel.

„Ach!" rief Don Ramon, mit teuflischem Lachen, „ich glaube, daß ich Dich tödten werde."

Und mit einem Messer mit langer, spitzer Klinge bewaffnet, welches der Zufall ihm in die Hand gespielt hatte, versuchte er, ihm den Hals abzuschneiden.

Aber Don Miguel war jung und kräftig, er leistete den Bemühungen seines Feindes einen verzweifelten Widerstand. Er ergriff dessen Arm und rollte mit ihm auf dem Boden, während er ihn mit seinen Beinen und dem Arm, welchen er frei hatte, umschlang, um seine Bewegungen abzuhalten.

Indessen würde sich dennoch der Kampf nicht zu Gunsten Don Miguel's entschieden haben, allein plötzlich fühlte er, daß der Arm, welchen er gefaßt hielt, nachließ und erschlaffte, Don Roman sank mit einem tiefen Seufzer wie eine Masse auf ihn nieder und blieb unbeweglich.

Der junge Mann befreite sich rasch von dem Körper seines Feindes und sprang mit einem Satz empor.

„Nicht verwundet?" fragte mit Theilnahme der Franzose.

„Gott sei Dank, nein," erwiderte dieser und drückte warm die Hand seines Freundes.

„Nun haben wir nichts Anderes mehr zu thun, als in unsere Wohnung zurückzukehren und einige Peonen hierher zu schicken, um die Körper Don Ramon's und seines Freundes wegzunehmen," bemerkte Luis Morin, „die Schlangen haben ein hartes Leben, ich will sicher sein, daß sie dieses Mal wirklich vernichtet sind."

Folgendem Umstande verdankte es Don Miguel, daß er so wunderbar gerettet worden: Don Luis kämpfte gegen Don Remigo: der ehemalige Schneider hatte seine ganze Intelligenz auf einen Punct gerichtet, den dem Tode zu entgehen, so ging denn auch seine Vertheidung darauf aus, dieses Resultat zu erreichen. Er hatte einen Moment ausersehen, wo er sich stellte, als versäumte er zu pariren, Don Luis' Degen traf ihn mit Blitzesschnelligkeit, aber durch eine fast unmerkliche Bewegung vermied Don Remigo den Stoß; dennoch jedoch stieß er ein lautes Geschrei aus, öffnete die Arme, warf seine Waffe fort und nachdem er wie ein trunkener Mann einige wankende Schritte gemacht hatte,

fiel er auf das Pflaster nieder und rührte sich nicht mehr.

Don Luis glaubte ernstlich, ihn getödtet zu haben.

„Armer Teufel," murmelte er, „er war nicht der Schuldigste."

Und er wandte sich ab.

Da bemerkte er, in welcher kritischen Lage sich sein Freund befand, ergriff seinen Degen bei der Klinge und führte, sich desselben gleich einer Keule bedienend, einen Schlag nach dem Kopfe Don Ramon's, dessen schreckliche Wirkung wir bereits berichtet haben.

Nachdem die beiden Männer einen letzten Blick über den Kampfplatz schweifen ließen, wo sämmtliche Angreifer, wie sie wenigstens glaubten, — unterlegen waren, kehrten sie, von den Canadieren gefolgt, die ihnen eine so mächtige Hülfe geleistet, nach dem Hause Don Gutierre's zurück.

Eine halbe Stunde später, als der unversöhnliche Franzose in Begleitung der Peonen wiederkam, um die Leichname Don Ramon's und Don Remigo's aufzuheben, fanden sie dieselben nicht mehr, beide waren verschwunden, obwohl die Anderen noch auf der Stelle lagen, wo sie gefallen waren."

„Was bedeutet das?" murmelte der Franzose und zog die Stirn in düstere Falten, „sollten jene Elenden noch am Leben sein?"

Und er kehrte in tiefes Sinnen verloren nach dem Hause Don Gutierre's zurück, an dessen Thür ihn Don Miguel erwartete.

„Nun?" fragte ihn der junge Mann.

„Verschwunden, ohnmächtig, entschlafen, was weiß ich?" antwortete er in verdrießlichem Tone, „auf meine Seele! der Teufel muß sie beschützen."

„Wenn es so ist, haben wir noch nichts gethan," entgegnete Don Miguel.

„Ich fürchte es," versetzte Don Luis kopfschüttelnd, „aber, bei Gott!" fügte er nach einer Weile hinzu, „sie mögen sich bei unsrer nächsten Begegnung hüten, denn diese wird die letzte sein!"

Und er begab sich in sein Schlafzimmer, um einige Stunden Ruhe zu genießen, denn die Nacht rückte vor und der Abenteurer wollte seine Kräfte wieder erlangen, um den weiteren Eventualitäten, welche er voraussah, die Stirn bieten zu können.

XIV.

Die Abreise.

Mit Anbruch des Tages erhob sich Don Luis. Man wird es vollkommen begreiflich finden, daß die Ereignisse der vergangenen Nacht ihn in eine gewisse Aufregung versetzt hatten, die natürlicherweise jeden Schlaf von ihm fern halten mußte. Was überdies seine Unruhe noch vermehrte und heftiger machte, war das Verschwinden der Körper Don Ramon's und Don Remigo's; da, wenn diese Männer nicht todt, nichts gethan war und er Alles von ihnen zu fürchten hatte.

Nun aber war die Frage, ob sie leicht oder schwer verwundet worden? Er wußte es nicht und man begreift, daß es für ihn von großem Interesse war, dies zu wissen. Wenn ihre Wunden schwer waren, so lag es auf der Hand, daß er wenigstens für einige Zeit von ihnen befreit sein würde. Indessen war bei dieser Ungewißheit das Vorsichtigste,

zu handeln, um sich nicht ein zweites Mal überraschen zu lassen; denn durch ihre erste Niederlage klug geworden, würden die Banditen die Anarchie, welche in der Stadt herrschte, benutzen und ihre Maßregeln in einer Weise treffen, die ihnen eine vollständige Revanche in Aussicht stellte; und wer würde Don Luis dann von ihren Plänen unterrichten? Gardunna war todt und obgleich die Verräther leider in der Welt überhand nehmen, so sind sie doch nicht immer geneigt, sich zu verkaufen. Diese und noch viele andere Gedanken bestürmten die Seele des Abenteurers und waren keineswegs geeignet, ihn in gute Laune zu versetzen.

Nachdem er aufgestanden, war seine erste Sorge, die vier Jäger zu sich rufen zu lassen. Sie leisteten seinem Wunsche sogleich Folge. Mit ruhigem Gesicht und fester Haltung, wie es Männern geziemt, deren Leben eine Reihe von seltsamen Erlebnissen ist und denen allein die Ruhe außergewöhnlich erscheint, traten sie ein.

„Meine Kinder,“ sprach Morin zu ihnen, „ich bin mit Ihrem Benehmen in dieser Nacht sehr zufrieden gewesen, dieser unerwartete Zusammenstoß hat mich Ihren Muth und Ihre Kaltblütigkeit schätzen gelehrt, und das Geschehene beweist mir, daß ich bei jeder Gelegenheit auf Sie zählen kann. Nach dem gestrigen Vorfall können Sie voraussehen, was unsrer bei einer Reise durch die Wildniß wartet.

Leider sind unsere Feinde nicht todt, wir werden sie daher noch mehr als einmal auf unserm Wege antreffen. Ich hoffe, daß ich Sie dann eben so fest und entschlossen finden werde und unsere glücklich begonnene Verbindung auch ferner durch keine Wolke getrübt werden wird."

„Was das anbetrifft, so können Sie darauf rechnen, Herr Luis," unterbrach ihn Saint-Amand in seinem und seiner Gefährten Namen.

„Ich rechne auch darauf, meine Freunde," antwortete der Franzose, „ich wollte damit in diesem Augenblick keinen Zweifel aussprechen, sondern im Gegentheil eine Thatsache anerkennen. Und nun hören Sie mich wohl an: Ihre Anwesenheit in Mexiko ist nicht mehr nöthig, da ich selbst in zwei Tagen spätestens von hier aufzubrechen gedenke; Sie werden also abreisen und schon in einer Stunde auf dem Wege von Guadalajara sein; Sie haben mich verstanden, nicht wahr?"

„Ja, ja," meinte lachend Saint-Amand, „fürchten Sie nichts, Herr Luis, derjenige müßte sehr schlau sein, welcher uns in einer Stunde noch in der Stadt treffen wollte."

„Recht so, ich sehe, daß Sie mich verstehen, verweile also nicht länger dabei; ich habe Ihnen gestern mein Versprechen gegeben. Da nun aber ein ehrlicher Mann nur sein Wort hat, will ich das Versprechen halten. Nehmen Sie, Saint-Amand,"

sagte er zu dem Canadier, indem er ihm eine Börse reichte, „sie enthält hundert Piaster, welche Sie mit Ihren Kameraden theilen wollen, Sie haben dieselben redlich erworben. Ich bedaure nur, daß ich nicht reicher bin, denn dann würde die Belohnung wahrhaftig noch größer gewesen sein."

„Nun, nun, Herr Luis," erwiderte Saint-Amand, „Sie spotten unsrer offenbar; Sie schuldeten uns nichts, und wenn wir diese Belohnung annehmen, so geschieht es einfach deshalb, weil es Ihnen gefallen hat, uns dieselbe anzubieten, das ist Alles. Wir sind ehrliche Jäger und wenn wir unser Wort gegeben haben, so wissen wir es auch zu halten."

„Habt Dank, Kinder, auf Wiedersehen und viel Glück!"

„Auf Wiedersehen, Herr Luis, so bald als möglich, nicht wahr?"

„Ja, ja, seien Sie unbesorgt, Sie werden bald von mir hören."

Die Canadier entfernten sich und der Franzose blieb allein in dem Zimmer, aber nicht lange, denn gleich darauf erschien Don Miguel.

Der junge Mann war bleich, unruhig und niedergeschlagen. Nach den ersten Begrüßungen setzte er sich mit muthloser Miene auf eine Butacca nieder.

„Was haben Sie denn, lieber Freund?“ fragte ihn lächelnd Luis Morin.

„Was ich habe? bei Gott! ich bin in Verzweiflung, das ist Alles,“ antwortete der junge Mann.

„Weshalb denn, wenn es Ihnen beliebt? Ich sehe doch nicht, daß sich Ihre Lage seit gestern so sehr verschlimmert hat; ich finde im Gegentheil, daß sich dieselbe sehr deutlich gezeichnet hat.“

„Deutlich gezeichnet ist das Wort,“ sagte er mit einer bittern Ironie. „Sehen Sie, Don Luis, Sie werden mich noch wahnsinnig machen mit ihrer ewigen Spötterei. Nichts rührt Sie, nichts bewegt Sie und, was auch geschehen mag, ich finde Sie immer ebenso ruhig, ebenso spöttisch, als wenn nichts geschehen wäre.“

„Wahrhaftig,“ entgegnete dieser, „es würde schön sein, wenn es nicht so wäre. Für wen halten Sie mich denn, theurer Freund, und mit wem glauben Sie zu thun zu haben? Nehmen Sie etwa an, daß der lächerliche Streich dieser Bursche die Macht hat, mich in Aufregung zu bringen?“

„Sie nennen einen schmählichen Hinterhalt, dem meine beiden Cousinen beinahe zum Opfer geworden und der sechs bis acht Menschen das Leben gekostet hat, einen lächerlichen Streich?“

„Aber Ihre Cousinen sind demselben entgangen, nicht wahr? Sollte Sie das Schicksal dieser sieben oder acht Schurken zum Mitleid bewegen? Wahr=

haftig, Sie werden mir zugestehen, Don Miguel, daß dies sehr überflüssig sein würde."

„Doch nein, mein Freund, das ist es nicht. Indessen werden Sie mir zugeben, daß der Fall ernst ist. Ja, wenn es uns gelungen, uns von Don Ramon zu befreien, so wäre das etwas Anderes; aber bedenken Sie, mein Freund, daß er nicht todt ist."

„Und sein Freund Don Remigo auch nicht. Wohlan! was beweist dies?"

„Ei! das beweist, daß sie von Neuem beginnen werden."

„Bei Gott, darauf rechne ich allerdings."

„Wie! Was sagen Sie da, Don Luis, Sie rechnen darauf?"

„Gewiß, weil sie diesmal, da wir auf unserer Hut sind, uns nicht entgehen werden; und sollte ich Beide in Stücke zerschneiden, um mich zu versichern, daß sie dieses Mal wirklich todt sind, würde ich dies mit eben so wenigen Gewissensbissen thun, wie ich diese Schaale zerbreche."

Und er nahm eine feine böhmische Crystallschaale und warf sie in der That auf den Parquettboden, so daß sie zerbrach.

„Recht so, jetzt sind Sie noch aufgebrachter, als ich," sagte lachend der junge Mann.

„Sie sind im Irrthum, mein Freund," versetzte er gut gelaunt, „ich versichere Ihnen, daß ich nichts

von meiner gewöhnlichen Ruhe verloren habe, aber ich weiß, warum ich reizbar war und das Bedürfniß empfand, etwas zu zerbrechen."

„Mag sein, ich begreife vollkommen diese augenblickliche Heftigkeit. Aber kehren wir nun auf den Gegenstand unsers Gesprächs zurück, was gedenken Sie zu thun?"

„Und Sie?"

„Ich? Das, was Sie thun werden. Offenbar werde ich, nicht ohne Sie handeln."

„Recht so! Allein Sie haben dennoch eine Meinung."

„Gewiß. Sie wünschen dieselbe kennen zu lernen?"

„Ei! sicherlich, da ich Sie frage."

„Wohlan, es ist folgende: Ich halte es für wichtig, so schnell wie möglich abzureisen, weil ich glaube, daß wir mit den uns im freien Felde angreifenden Banditen immer besser fertig werden, als wenn wir mit ihnen in den engen Straßen in der Stadt zu thun haben."

„Sehr vernünftig, mein Freund, Ihre Ansicht ist auch die meinige. Allein wir müssen dieselbe auch Don Gutierre annehmbar machen. Haben Sie Ihre Cousinen heute Morgen gesehen?"

„Ja, ich traf sie im Garten, wo sie bereits spazieren gingen."

„Wie fanden Sie sie?"

„Reizend, wie immer.“

„Darnach fragte ich nicht. Die Verliebten sind alle dieselben, auf mein Ehrenwort!“

„Ei! sie erschienen mir noch ein wenig bestürzt von dem gestrigen Ereigniß. Sie begreifen nicht, weshalb ihr Vater, anstatt dem gewöhnlichen Wege zu folgen, sie das Theater durch den Ausgang für die Sänger verlassen und sie auf Umwegen nach Hause zurückkehren ließ, und zwar zu Fuß, von einigen bewaffneten Peonen begleitet, während eine Providencia sie an dem Haupteingang des Theaters erwartete.“

„Die Sache ist die, mein Freund, daß ein dem Anscheine nach so wenig logisches Verfahren die Neugierde der beiden jungen Mädchen in hohem Grade erregen mußte. Und was haben Sie ihnen geantwortet?“

„Ich, nichts; ich habe mich geflüchtet.“

„Daran erkenne ich Sie,“ entgegnete Don Luis lachend. „Uebrigens war es das einzige Mittel, sich aus der Verlegenheit zu ziehen. Und Don Gutierre?“

„Ach! mit meinem Onkel ist die Sache viel einfacher gewesen. Als ich ihm gestern Abend sagte, daß er meine Cousinen, wenn sie der Vorstellung der Theresa Rossi beiwohnen sollten, auf eine von mir angegebenen Weise nach Hause geleiten lassen möge und daß Sie es so bestimmt

hätten, verstand er mit halbem Wort und witterte eine Gefahr. Da er Ihre große Ergebenheit für unsere Familie kennt, mein lieber Luis, so hat er keine Erklärung verlangt, sondern sogleich eingewilligt, das zu thun, was ich wünschte."

„So geht Alles nach Wunsch, mein Freund. Kleiden Sie sich an, wir wollen einen Gang durch die Stadt machen, um Erkundigungen einzuziehen, und nach unsrer Rückkehr Don Gutierre bei dem Frühstück merken lassen, daß es unumgänglich nöthig ist, Mexiko sofort zu verlassen."

„Ich glaube, daß die Einwilligung meines Onkels nicht schwer zu erlangen sein wird, er muß der Lebensweise, die er hier führt, müde sein und Eile haben, sich in Sicherheit zu sehen."

„So denke ich ebenfalls."

Die beiden Männer kleideten sich an und einige Augenblicke später verließen sie das Haus.

An der Ecke der Plaza-Mayor bemerkten sie einen großen Auflauf von Menschen an der Stelle, wo in der Nacht der Kampf mit den Banditen stattgefunden hatte. Die dort versammelten Leute schwatzten um die Wette über die Ursache des Kampfes, ohne daß sie, wie das immer geschieht, die wahre Ursache fanden, und beschauten neugierig die Leichname, welche aufzuheben sie sich noch nicht einmal die Mühe gegeben hatten.

Nachdem sie einige Minuten die mehr oder

weniger lächerlichen Reden der Müßigen mit vollkommen gleichgültiger Miene angehört hatten, setzten sie gemächlich ihren Spaziergang fort, ohne sich weiter mit diesem Vorfall zu beschäftigen, und als wenn sie demselben gänzlich fremd gewesen wären.

So bis mitten in die Stadt weiter schreitend, bemerkten sie, daß daselbst eine seltsame Aufregung herrschte. Die meisten Läden und Magazine waren geschlossen, und zahlreiche Gruppen standen hier und dort vereinigt und sprachen in fieberhafter Aufregung mit einander.

Zuweilen wurden die Thüren des Palastes des Präsidenten ein wenig geöffnet, um eine Stafette hinauszulassen, die sich im Galopp entfernte, worauf sich dieselben sogleich wieder schlossen. Infanterieregimenter und Cavalerieschwadronen kreuzten die Straßen, düster und schweigsam, wie Leute, die ihr Leben bei einer letzten Partie auf's Spiel setzen wollen. Ein dumpfes Schreckensgefühl schien auf der ganzen Stadt zu lasten.

Luis Morin konnte sich nicht länger zurückhalten, er hielt den ersten Vorübergehenden, der sich in seiner Nähe befand, an und bat ihn um Auskunft.

Das, was er hörte, war kurz aber schrecklich.

Miramon's Regierung war dem Untergange nahe; die Stadt, von allen Seiten durch Juarez' Truppen umzingelt, deren Colonnenspitzen bis auf

wenige Meilen vorzurücken begannen, mußte noch denselben Abend oder am nächsten Morgen spätestens eingeschlossen sein.

Es galt, sogleich einen Entschluß zu fassen, wenn man ohne Hinderniß aus diesem Wespennest gelangen wollte.

„Lieber Freund," sagte Don Luis, „kehren Sie zu Don Gutierre zurück, jedoch ohne ihn etwas von Dem zu sagen, was vorgeht. Bereiten Sie Alles zu einer sofortigen Abreise vor, wenn es nöthig ist. Ich dagegen will auf Entdeckungen ausreiten, in zwei Stunden spätestens bin ich zurück und werde Ihnen alsdann bestimmt sagen, was wir zu thun haben."

Sie trennten sich.

Don Miguel kehrte nach Hause zurück, dort fand er Alles in Verwirrung, die schlechten Nachrichten hatten sich mit außerordentlicher Schnelligkeit verbreitet. Don Gutierre und seine Töchter wußten bereits oder doch beinahe das, was draußen vorging, und kannten das Unglück, von dem Mexiko bedroht war. Don Miguel versuchte, seinen Onkel und seine Cousinen zu beruhigen, indem er ihnen versicherte, daß Don Luis in die Umgegend geritten sei, um zu hören, ob etwas Wahres an den umlaufenden Gerüchten sei, und daß er überzeugt sei, er werde bald zurückkommen und ihnen gute Nachrichten mitbringen.

Indessen für den unvorhergesehenen Fall, daß die Flucht nothwendig sein sollte, forderte er seine Cousinen auf, Alles dazu vorzubereiten.

Don Gutierre ertheilte demzufolge den Peonen seine Befehle; aber obgleich es schon spät war, wollte er dennoch nicht, daß man sich vor der Rückkehr Don Luis', den er, seine Töchter und selbst Don Miguel mit einer so lebhaften Angst erwarteten, zum Frühstück niedersetzte.

Mehr als drei Stunden verflossen, ohne daß etwas die immer mehr wachsende Unruhe Aller beschwichtigt hätte.

Plötzlich vernahm man den raschen Galopp eines Pferdes und ein Reiter sprengte in den Hof durch die halb geöffnete Thür des Hauses.

„Das ist Don Luis," riefen Alle und eilten ihm entgegen.

Er war es in der That, immer ruhig, gleichgültig und mit demselben stereotypen schlauen Lächeln auf den Lippen.

„Bei Gott!" rief er, als er in das Zimmer trat, „es war ein köstlicher Spazierritt, den ich eben gemacht habe, und wenn ich nicht halb todt vor Hunger wäre, würde ich denselben noch lange Zeit fortgesetzt haben, so angenehm fand ich ihn."

Diese Worte wurden mit so vollständiger Ungezwungenheit gesprochen, daß sie die Wirkung hervorbrachten, welche er offenbar davon erwartet hatte;

sie beruhigten wie durch Zauber Aller Herzen, die noch fünf Minuten vorher so angstvoll klopften.

„Wir erwarteten Sie, um uns zu Tische zu setzen, mein lieber Don Luis," sagte Don Gutierre.

„Oh! wenn ich dies gewußt hätte," erwiderte er im Tone des Bedauerns.

Man richtete die Tafel an.

Aber die Neugierde war zu lebhaft erregt, als daß man den Franzosen so leicht frei gab. Mehrmals befragten ihn Don Gutierre, Don Miguel und selbst die jungen Mädchen über Das, was er gesehen oder gehört hatte. Jedes Mal begnügte sich der Franzose ausweichende Antworten zu geben, während er wie ein Währwolf aß, so daß Don Gutierre, welcher einsah, daß sein Gast wenigstens für den Augenblick nicht sprechen wollte, das Gespräch änderte.

Als man den Nachtisch gebracht hatte, winkte Don Gutierre seinen Töchtern, sich zurückzuziehen. Sie gehorchten und verließen den Speisesaal.

„Nun," sprach Don Gutierre und wandte sich zu Don Luis, „werden Sie jetzt geneigt sein zu sprechen?"

„Sehr gern," gab dieser zur Antwort, „vernehmen Sie mit wenigen Worten, was vorgeht. Juarez' Armee rückt in Geschwindmärschen gegen die Stadt vor, welche sie in einem ungeheuren

Kreis einschließt, der sich allmählich immer enger zusammenziehen wird. Aber sie ist noch nicht so nahe, als man glaubt. Seine Feldwachen sind in diesem Augenblick beinahe vierzig Meilen von Mexiko entfernt. Die Reiter, welche man bemerkt hat, gehören zu der Cuadrilla Carvajal's, welche auf Recognoscirung vorausreitet und Alles auf ihrem Wege plündert und in Brand steckt. Die Straße nach Guadalajara ist noch offen, bald aber wird sie es nicht mehr sein, denn in kaum drei Tagen ist Mexiko vollständig eingeschlossen. Das ist das einzig Wahre; was wollen Sie nun thun?"

„Bei Gott! so schnell wie möglich fliehen," rief Don Gutierre aus und schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Wohlan, da wir uns verständigt haben, handelt es sich nur noch darum, diejenigen Maßregeln zu treffen, welche wir nehmen müssen."

Darauf wurde die Unterhaltung vertrauter, das Gespräch der drei Männer dauerte noch ziemlich lange und als sie endlich die Sitzung aufhoben, waren Onkel und Neffe der Meinung Don Luis' beigetreten.

Um jeden Verdacht abzuleiten, übernahm Letzterer Alles zu ordnen und setzte fest, daß die Abreise mit Anbruch des nächsten Tages stattfinden sollte.

Die beiden in Verwahrung gegebenen Gueril-

leros, welche der Franzose im Auge behielt, da er nicht wünschte, daß sie seine Pläne dem Feinde verriethen, verließen mit ihm noch an demselben Abend die Stadt, um in einem Meson auf dem Wege von Guadalajara die Ankunft Don Gutierre's zu erwarten, welcher sich in der That am nächsten Morgen zur verabredeten Stunde, in Begleitung seiner Töchter und Don Miguel's, ihnen anschloß.

Die aus sieben Personen bestehende kleine Truppe entfernte sich darauf im scharfen Trabe in der Richtung von Guadalajara, wo sie das Gepäck und die vier durch Luis Morin angeworbenen Jäger finden sollte.

Am Abend schlugen sie ihr Lager zehn Meilen von Mexiko in einem verlassenen Rancho auf; Don Luis hatte am ersten Tage eine so weite Strecke Weges zurücklegen wollen, um die Verfolgungen seiner Feinde zu vereiteln.

In dem Augenblicke, wo die beiden Guerilleros sich in ihre Zarape wickelten, um sich der Ruhe zu überlassen, näherte sich ihnen der Franzose, klopfte ihnen auf die Schulter und sagte zu ihnen:

„Hört, Burschen, ich weiß, daß Ihr ein doppeltes Spiel versucht; nehmt Euch in Acht, mit mir ist das gefährlich; Don Miguel hat Euch eine Summe versprochen, welche genügen wird, Euch reich zu machen; bei dem ersten Verrath verspreche ich Euch, daß ich

Euch wie Hunde tödte, Ihr habt mich verstanden, nicht wahr?"

Die Guerilleros versuchten sich zu rechtfertigen.

„Schweigt!" befahl der Franzose in gebieterischem Tone, „ich streite nicht mit Euch, ich warne Euch; nehmt Euch daher in Acht, ich bin gewohnt, streng mein Wort zu halten; und nun, gute Nacht."

Er verließ sie, ohne etwas von ihren Entschuldigungen hören zu wollen, und legte sich neben seinem Freunde zur Ruhe nieder.

Am nächsten Morgen waren die beiden Guerilleros mit einem beladenen Maulthier verschwunden.

„Meinetwegen," sagte Don Luis, „jetzt habe ich keinen Zweifel mehr in Bezug auf sie; bei unserm nächsten Zusammentreffen werden wir unsere Rechnung in Ordnung bringen.

XV.

Die Wildniß.

Die große amerikanische Wildniß — dieser unermeßlich grüne Ocean — in welche die Ureinwohner des Landes, durch die Eroberung und Civilisation zurückgedrängt, sich wie in eine unüberwindliche Festung geflüchtet haben, bietet den geblendeten Blicken des Reisenden Anblicke von majestätischer Erhabenheit dar, die niemals dieselben sind und deren Wirkung immer ergreifend ist.

Bald entrollen sich vor den Blicken unendliche flache, nackte und trostlose Savannen, durch welche sich nur ein durch gebleichte Menschen- und Thierknochen bezeichneter schmaler Pfad zieht, der durch die neuen Opfer jeder Auswanderungscaravane mehr und mehr verbreitert wird. Bald sind es grünende Prairien, die von schlängelnden Flüssen durchschnitten werden, bald undurchdringliche Wäl-

der mit üppiger Vegetation, die den wilden Gästen dieser Regionen zum Aufenthalt dienen und durch welche man gezwungen ist, sich mit der Axt in der Hand einen Weg zu bahnen, bald sind es Chaos von wild aufeinander gehäuften Bergen, deren schneeige Gipfel sich in den Wolken verlieren und auf deren Granitseiten ein schmaler Fußsteig hinläuft, der wie durch ein Wunder über grundlosen Abgründen schwebt. Dann beleben die Landschaft Heerden von Büffeln und wilden Pferden, Antilopen, Elennthiere, Assbatas, vereint mit den Jaguaren, den rothen Prairien-Wölfen, den Pumas und den grauen Bären, auf welche die Indianer Jagd machen, und die ebenso wild und ebenso unbezähmbar sind, wie sie selbst.

In dieser unermeßlichen Wildnißregion, die sich von dem Paso-del-Norte bis zu dem hohen Californien und dem Oregon erstreckt, finden wir unsere Reisenden dreiunddreißig Tage nach ihrer Abreise wieder.

Es war Abend, die Caravane klomm mühsam einen schmalen Pfad empor, welcher auf den Gipfel einer grünen Anhöhe des Rio-grande-bravo-del-Norte führte; die Sonne verschwand in purpurnen und goldenen Wogen gerade in dem Augenblick, als die ermüdeten Reisenden auf der höchsten Spitze, die sie erreichen wollten, anlangten.

Die erste Sorge Don Luis', dem die Leitung

der Caravane noch immer oblag, war, die Bäume, welche den Höhenpunkt beherrschten, niederzuschlagen, um aus ihren Stämmen und geflochtenen Zweigen eine Verschanzung herzustellen, die stark genug war, um das Lager vor einem Ueberfall zu schützen.

Eine dichte Baumgruppe indessen, die gerade in der Mitte des Lagers stand, verschonte der Franzose, da sie für den Fall der Noth den Reisenden als Zuflucht und Citadelle dienen sollte.

Eine Enramada wurde in der Mitte des Gehölzes errichtet; vor derselben schlug man ein Zelt auf, dann, als die Thiere abgesattelt und abgeladen, die Munitionswagen hinter den sie schützenden Verschanzungen angekettet waren, zündete man ein Bivouaqufeuer an und traf Vorbereitungen für die Nachtruhe.

Viele Ereignisse hatten während der verflossenen dreiunddreißig Tage, seitdem die Reisenden Mexiko verlassen, stattgefunden.

Wir wollen diese Ereignisse in einigen Worten mittheilen.

Wie es verabredet worden, hatten sich die Peonen mit dem Gepäck und die Jäger in Guadalajara mit der Caravane vereinigt. Man verweilte in dieser Stadt zwei Tage, um sich solide Bagagewagen für die Reise durch die Wildniß und einen bequemen Wagen zu verschaffen, zu denen die

jungen Mädchen ihre Zuflucht nehmen konnten, wenn sie sich zu sehr ermüdet fühlten. Man erneuerte die Speisevorräthe und reiste ab.

Die Caravane bestand aus vierunddreißig Personen, aus zweiunddreißig Streitern, sämmtlich entschlossene und erfahrene Männer, mit denen man ohne Furcht eine Reise durch die Wildniß risquiren konnte. Es war dies eine um so schwierigere Reise wegen der politischen Wirren, welche Mexiko zerrissen und die Kühnheit der Indianer natürlicherweise noch erhöht hatten, da die mexikanischen Truppen, beschäftigt, sich selbst zu zerstören, nicht daran dachten, den Verheerungen Einhalt zu thun.

So lange sich die Caravane auf dem wirklichen Gebiet der Republik befand, ging Alles ziemlich gut, die militärische Organisation derselben, die furchtbare Bewaffnung der Männer, aus denen dieselbe bestand, flößte den Soldaten, die sie fast in jedem Augenblick auf dem Wege trafen, Ehrfurcht ein. Sie sahen sie mit ohnmächtigem Zorn vorüberziehen, denn sie erkannten sehr wohl, daß ein Conflict nicht zn ihrem Vortheil ausfallen würde.

Dank der gründlichen Kenntniß, welche Don Luis von den mexikanischen Wegen besaß, gelang es der Caravane, auf Umwegen unbemerkt durch die zahlreichen Soldatendetachements zu gelangen,

welche sich alle um Mexiko, das Juarez belagern wollte, zusammenzogen.

So war es ihr gelungen, die Gefahren, welche sie bedrohten, zu vermeiden; schon glaubte sie sich beinahe vor den Angriffen der Salteadores geschützt, als sie eines Abends, in dem Augenblick, wo sie im Begriff war, ein Lager aufzuschlagen, plötzlich von einer zahlreichen Reitertruppe eingeschlossen und angegriffen wurde, und zwar mit solcher Kraft, daß in dem ersten Augenblick der Ueberraschung Verwirrung in den Reihen der Peonen eintrat. Wenig fehlte, so hätten diese beinahe die Packmaulthiere und Munitionswagen verlassen und die Flucht ergriffen. Es bedurfte der ganzen unbezähmbaren Energie Don Luis Morin's, aller Kaltblütigkeit Don Gutierre's und allen Muthes Don Miguel's und der Canadier, um die Flucht zu verhindern und wieder einige Ordnung in den Reihen herzustellen. Nachdem jedoch die erste Ueberraschung vorüber war, boten die Peonen, beschämt über die Furcht, welche sie gezeigt hatten, dem Feinde entschlossen die Stirn, und hinter den Munitionswagen verschanzt, empfingen sie ihn mit einem furchtbaren Feuer.

Die Reisenden hatten es nicht mit furchtsamen Gegnern zu thun. Als diese ihren Ueberfall verfehlt sahen, setzten sie tapfer den Kampf fort und griffen die Peonen ungestüm an.

Entschlossen, damit zu Ende zu kommen, stürzten Don Miguel und Luis Morin aus dem sie schützenden Dickicht und drangen mit dem Revolver in der Faust auf die Angreifenden ein. Gleichsam wie nach einem gemeinsamen Uebereinkommen drangen sie auf den Reiter ein, welcher der Chef der Banditen zu sein schien. Dieser hielt kräftig dem doppelten Angriffe Stand und vertheidigte sich tapfer.

Seine Gefährten eilten herbei, um ihn zu befreien; die Peonen, von Don Gutierre angeführt, kamen den beiden Männern zu Hülfe und das Handgemenge wurde allgemein.

Während einiger Minuten fand ein furchtbarer Kampf mit blanken Waffen statt; die beiden Parteien kämpften mit einer unerhörten Erbitterung, schlugen sich mit Kolbenstößen nieder und erdolchten sich mit Messerstichen.

Plötzlich ertönte ein durchdringender, unheimlicher Schrei, es entstand eine Bewegung unter den Kämpfenden und die Salteadores wandten ihre Pferde um und sprengten nach allen Richtungen davon, während sie die Reisenden als Herren des Schlachtfeldes zurückließen und ihnen ihre Todten und Verwundeten preisgaben.

Don Luis, welcher sich die Ursache dieses plötzlichen Rückzuges nicht erklären konnte, ließ die Peonen unter den Waffen bleiben, während er

Durson und Sans-Raison auf Entdeckungen ausschickte.

In ihrer Abwesenheit zählten die Peonen ihre Anzahl; ihre Verluste waren empfindlich, neun der Ihrigen waren getödtet, fünf gefährlich verwundet worden. Es war fast die Hälfte ihres Bestandes, welche sich kampfunfähig fanden; der Fall war ernst.

Die Salteadores hatten noch größere Verluste erlitten, fünfundzwanzig der Ihrigen lagen auf dem Boden hingestreckt, unter ihnen ihr Anführer.

Mit jener unversöhnlichen Grausamkeit, welche die Umstände forderten, befahl Luis Morin, die Verwundeten zu tödten, ein Befehl, der von den Peonen sogleich ausgeführt wurde.

Darauf machte man eine Grube, häufte die Todten darin aufeinander und warf die Erde darüber.

Nur der Anführer erhielt keine Grabstätte, der Franzose wollte an ihm ein Beispiel statuiren und befahl, denselben mit den Füßen an einem Baum aufzuhängen; bevor man jedoch zur Ausführung dieses Befehls schritt, hob er den schwarzen Schleier, welcher das Gesicht des Todten bedeckte, in die Höhe.

„Der Capitain Blas!“ rief er und zeigte ihn Don Miguel. „Ich war dessen sicher; jetzt wissen wir, wer Diejenigen sind, die uns angegriffen haben.“

„Don Ramon, nicht wahr?" antwortete der junge Mann.

„Er allein ist reich genug, um den Capitain Blas zu vermögen, Mexiko zu verlassen," erwiderte Luis Morin; „nun sind die Feldzüge des würdigen Capitains beendet, Gott erbarme sich seiner Seele! Hängt ihn," setzte er hinzu.

Der Befehl wurde sogleich vollzogen.

Don Luis nahm darauf seinen Freund bei Seite und sagte zu ihm:

„Don Ramon's Drohungen sind nicht vergeblich; diese neue Niederlage wird ihn noch wüthender machen, er wird nichts unversucht lassen, um eine eclatante Rache zu nehmen."

„Ich kann Ihrer Meinung nicht beipflichten, Don Luis," antwortete der junge Mann, „Don Ramon folgt uns offenbar auf dem Fuße; er wird, da er sieht, daß wir das indianische Gebiet fast erreicht, einen entscheidenden Schlag versucht haben. Er wird es jedoch nicht wagen, uns in die Wildniß zu folgen, worin ihm, ebenso wie uns, Alles feindselig ist; seine Niederlage, die ihm die Unmöglichkeit beweist, uns zu besiegen, wird ihn zur Ueberlegung führen; wir werden von ihm befreit sein und nichts mehr von ihm hören."

„Täuschen Sie sich nicht, Don Miguel, ich kenne Don Ramon seit langer Zeit, er hat india=

nisches Blut in seinen Adern und haßt mich; er hat ferner geschworen, sich Ihrer Cousinen zu bemächtigen, koste es, was es wolle, und wird seinen Schwur halten; nur der Tod könnte ihn daran verhindern."

„So werden wir ihn tödten," erwiderte lebhaft der junge Mann.

Darauf rechne ich sehr," entgegnete Luis Morin lachend, „allein dieser Angriff soll uns für die Zukunft zur Lehre dienen, wir sind durch unsere Schuld überrascht worden, es darf ein solcher Fall nicht wieder eintreten. Obwohl wir noch nicht in der Wildniß sind, so bin ich doch der Ansicht, so zu handeln, als wären wir bereits darin, um uns sorgfältig zu schützen."

„Das geht Sie an, mein Freund; ich werde der Erste sein, der pünktlich die Befehle befolgen wird, die Sie für nöthig halten."

„Dank; ich erwartete es nicht anders von Ihnen; sagen Sie kein Wort zu Ihrem Onkel von dieser Wiedererkennung, das würde ihn beunruhigen, es ist besser, wenn er glaubt, daß wir einfach von Salteadores angegriffen worden sind, die das Verlangen, uns zu plündern, dazu antrieb."

„Sie haben Recht, ich werde schweigen."

In diesem Augenblick kamen die beiden Canadier von ihrer Expedition zurück; die Salteadores

hatten sich wirklich zurückgezogen, ein neuer Angriff war nicht zu befürchten.

Durch die Sorge Don Gutierre's und der beiden jungen Mädchen waren die Peonen verbunden und auf die Bagagewagen gelegt worden, so setzte man den Weg fort und schlug zwei Meilen weiter das Lager für die Nacht auf.

Während einiger Tage setzte die Caravane, ohne von Neuem beunruhigt zu werden, ihre Reise fort. Die Reisenden wachten sorgfältig; als sie gezwungen waren, im freien Felde zu übernachten, verschanzten sie sich, als befänden sie sich in feindlichem Lande, und stellten Posten aus, die über die Sicherheit Aller wachen mußten.

Die verwundeten Soldaten, welche durch keine anderen ersetzt werden konnten, wurden auf das Sorgsamste von Sacramenta und ihrer Schwester gepflegt. Trotz der erhaltenen schweren Wunden schritten sie der Genesung entgegen, und bald ließ Alles hoffen, daß sie im Stande sein würden, ihren Dienst wieder verrichten zu können. Dies war um so mehr zu wünschen, als die Gesammtzahl der Truppe, durch neun Gefallene vermindert, nur noch aus dreiundzwanzig Streitern bestand; eine sehr beschränkte Zahl für den Fall, daß sie neuen Angriffen ausgesetzt sein sollten.

Die Caravane hatte den letzten Presidio verlassen, welcher dem civilisirten Gebiete als Grenze

diente; sie beabsichtigte nun über den Rio-Grande-Bravo-del-Norte zu setzen und dann die Wildniß zu betreten.

Es waren einunddreißig Tage verflossen, seitdem die Reisenden von Mexiko aufgebrochen waren, und neunzehn Tage, seitdem sie durch die Salteadores angegriffen worden.

Gegen drei Uhr Nachmittags erreichten sie die Ufer des Flusses, über welchen sie durch eine Furt gelangen sollten.

Luis Morin wollte es Niemand überlassen, die Furt zu suchen, deshalb machte die Truppe ungefähr eine Meile von dem Flusse Halt. Nachdem der Franzose Don Miguel die höchste Wachsamkeit anempfohlen hatte, gab er seinem Pferde die Sporen und sprengte als Vorkämpfer davon.

Infolge seiner gründlichen Kenntniß der Wildniß, bedurfte der Franzose nur kurzer Zeit, um die Furt zu erkennen und zu untersuchen. Die amerikanischen Flüsse sind im Sommer im Allgemeinen wenig tief, und da ihr Bett von Kiessand ist, so sind sie leicht zu passiren.

Der Franzose versicherte sich zunächst, daß die Munitionswagen hinüber konnten, da das Wasser bis etwas unterhalb der Wagenachse ging und daß die Reiter zu fünf neben einander vorrücken durften, um auf diese Weise dem an dieser Stelle

ziemlich starken Strome einen größern Widerstand entgegenzusetzen.

Nachdem Luis Morin die Furt aufgefunden hatte, durchforschte er die Ufer des Flusses; diese Ufer, welche nach der Seite, wo sich die Reisenden befanden, sanft abfielen, stiegen auf dem jenseitigen Ufer steil empor und bildeten einen ziemlich tiefen Cannon (Paß), dessen Wände mit hohen Gräsern und dichtem Gebüsch bedeckt waren, durch welche der Blick nicht dringen konnte; kurz, der Ort war einer der besten zu einem Hinterhalt.

Diese Entdeckung machte den Franzosen sehr bedenklich und er war in ernste Gedanken versunken, als er seine Gefährten wieder erreichte.

Diese hatten im Schatten eines dichten Gehölzes Halt gemacht, welches ihnen den Anblick des Flusses raubte, aus demselben Grunde aber auch verhinderte, daß sie von dem Ufer aus bemerkt wurden.

„Nun!“ fragten Don Gutierre und sein Neffe zugleich: „Haben sie die Furt gefunden?“

„Ja,“ gab dieser zur Antwort, „aber ich glaube, noch etwas Anderes gefunden zu haben.“

„Was meinen Sie?“ rief Don Miguel beunruhigt und warf einen angstvollen Blick auf die jungen Mädchen, „bedroht uns eine neue Gefahr?“

Der Franzose runzelte die Stirn.

„Ich habe nichts gesehen,“ antwortete er in

kurzem Tone; allein ich weiß nicht, weshalb ich beunruhigt bin; diese Gehölze und Dickichte sind mir verdächtig, Alles ist zu ruhig um uns."

„Und das macht Ihnen Sorge?" fragte Don Gutierre.

„Gewiß," entgegnete er kopfschüttelnd.

„Ich verstehe Sie nicht."

„Das ist wohl möglich, lieber Herr, dennoch ist das, was ich Ihnen sage, sehr einfach."

„Wollen Sie so gut sein, sich zu erklären."

„Gewiß, wenige Worte werden genügen, Sie mit der Thatsache bekannt zu machen; seitdem wir die letzten Niederlassungen hinter uns haben, trafen wir vor uns und zu beiden Seiten Dammhirsche, Assahtahs, selbst Büffel und Antilopen in den hohen Gräsern, die den Wind witterten und fast in Schußweite, durch unsere Annäherung erschreckt, sich flüchteten; Schwärme von Vögeln aller Art erhoben sich mit raschem Fluge in die Lüfte."

„Nun?" fragten die beiden Mexikaner, „das ist nichts Außerordentliches in der Wildniß."

„Das ist es gerade, worauf ich hinaus will; seit Sonnenaufgang haben wir nichts gesehen, weder Vögel noch Vierfüßler, Alles ist düster, schweigsam und öde um uns."

„Allerdings, aber was beweist das?" fragte Don Miguel.

„Das beweist, lieber Freund," entgegnete der

Franzose mit dem spöttischen Lächeln, das ihm eigen war, „daß vor wenigen Stunden kaum andere Reisende desselben Weges gekommen sind; daß diese die gewöhnlichen Gäste dieser Gegend verscheucht und sich vielleicht ebenfalls in der Umgegend niedergelassen haben. Verstehen Sie mich jetzt?"

„Gewiß, was gedenken Sie zu thun?"

„Bah!" sagte er lachend, „Sie werden sehen, warten Sie einen Augenblick."

Er rief die vier Cameraden, sagte ihnen leise einige Worte und diese bestiegen wieder ihre Pferde und entfernten sich im Galopp in entgegengesetzter Richtung des Flusses.

Sobald sie verschwunden waren, näherte sich Luis Morin seinen Freunden wieder.

„Hören Sie mich an," begann er, „es ist offenbar, daß hinter den Bergen, welche den Fluß begrenzen, Feinde uns erwarten; wer diese Feinde sind?" fragte er, indem er Don Miguel einen intelligenten Blick zuwarf, „kann ich nicht mit Gewißheit behaupten; sie beabsichtigen, uns, während wir über den Fluß setzen, anzugreifen und so guten Kaufs mit uns davon zu kommen. Ich habe nun folgenden Plan: Sie, Don Gutierre und die Senoritas werden bis auf Weiteres hier bleiben; die verwundeten Peonen behalten Sie zur Vertheidigung bei sich für den weniger wahrscheinlichen Fall, daß Sie angegriffen würden. Was Don

Miguel und mich und die übrigen Diener anbetrifft, so werden wir über den Fluß setzen und die Bagagewagen und den leeren Wagen der Sennoritas — aber mit niedergelassenen Portieren — mitnehmen. Wenn man uns einen Hinterhalt gelegt hat, werden unsere Feinde nicht verfehlen, auf uns Feuer zu geben, sobald wir uns in die Furt gewagt haben. Ich stehe für Alles, verlassen Sie sich auf mich; an's Werk denn, die Zeit drängt."

„Verzeihen Sie," bemerkte Don Gutierre, „erlauben Sie mir, Ihnen bemerklich zu machen, daß Ihr übrigens sehr gut angelegter Plan, dessen Erfolg ich für unfehlbar halte, dennoch in einem Punkte mangelhaft ist."

„In welchem, Sennor?"

„In dem, daß Sie mich zurücklassen; hier bin ich unnütz, während ich dort unten Ihnen dienen könnte, und wäre es auch nur, um den Salteadores zu beweisen, daß wir vollzählig sind, verstehen Sie mich?"

„Vollkommen, Sennor, Ihre Bemerkung ist richtig, allein ich hatte gehofft . . . ."

„Sie hatten Unrecht," unterbrach er ihn mit Lebhaftigkeit, obwohl in freundlichem Tone, „es ist meine Sache, die Sie in diesem Augenblicke vertheidigen; es paßt sich daher nicht, daß ich hier in Sicherheit bleibe, während Sie Ihr Leben für mich und meine Töchter einsetzen. Lassen Sie mich

also meinen Antheil an der Gefahr nehmen, so viel dies mir gestattet ist, ich bestehe darauf, daß es so sei."

„Es sei, Caballero, da Sie es fordern, ich willige ein, Sie werden uns also begleiten; allein ich bitte Sie, keine Unvorsichtigkeit zu begehen und sich durchaus meiner Leitung anzuvertrauen."

„Ich danke Ihnen, Don Luis, und nun befehlen Sie."

Nachdem der Franzose den jungen Mädchen — denen er zum Schutze die verwundeten Peonen zurückließ — einige Verhaltungsmaßregeln gegeben, ließ er den Zug seine gewöhnliche Marschordnung einnehmen und die Caravane schritt der Furt entgegen.

Don Luis und Don Miguel setzten sich an die Spitze der Caravane, hinter welcher die Bagagewagen kamen, geführt von den Peonen, und dann die Kutsche mit den niedergelassenen Vorhängen, von Don Gutierre und den übrigen Peonen begleitet.

Sie erreichten das Ufer des Flusses.

„Aufgepaßt," sagte Don Luis, „hier muß man die Augen hinter sich haben und aufmerksam das gegenüberliegende Ufer überwachen."

Er trat in die Furt, die Andern folgten ihm sogleich.

So rückten sie, ohne daß etwas Verdächtiges

ihre Unruhe erweckte, bis beinahe zur Mitte des Flusses vor; aber dort angekommen, ertönten plötzlich zwanzig Schüsse zugleich und ein Hagel von Kugeln machte das Wasser um sie aufspritzen.

„Vorwärts," rief Don Luis und drückte seinem Pferde die Sporen in die Seiten.

Die Peonen gehorchten, die Bagagewagen und die Kutsche, deren Schwere es verhinderte, durch den Strom gezogen zu werden, wurden zurückgelassen, und Alle stürzten nach der Seite, wo ihre unsichtbaren Angreifer sich befanden.

Diese fuhren fort zu schießen, ohne sich zu zeigen, aber Dank den Sprüngen der Pferde verloren sich ihre Kugeln, ohne Schaden zu thun; ein einziger Mann wurde leicht gestreift und ein Gepäckmaulthier ungefährlich in der Brust verwundet.

Fast in demselben Augenblick ertönten andere Schüsse; mehrere Leichname rollten von der Höhe des steilen Gestades herab.

„Ah! ah!" rief Luis Morin erfreut, „Das sind die Rifles der Canadier, welche sich an der Partie betheiligen; Muth, Kinder, unsere Freunde unterstützen uns!"

Indessen wurde die Füsilade, wenn auch weniger eifrig, fortgesetzt; die Angreifer schienen durch die Attaque im Rücken in Verwirrung gebracht zu sein; auf Seite der Reisenden waren zwei Peonen

getödtet; die Andern erreichten endlich, geführt von Don Luis, Don Miguel und Don Gutierre, den Cannon, in welchen sie sich entschlossen hineinwagten; mehrere Banditenleichname bedeckten den Boden.

Plötzlich vernahm man ein furchtbares Geschrei, das Feuer hörte auf und ein düsteres Schweigen trat wie durch Zauber an die Stelle des Kampftumults.

„Halten wir inne!“ sagte Don Luis, „Alles ist beendet.“

„Schon!“ meinte Don Miguel, „wir haben sie ja kaum von weitem sehen können.“

In der That war Alles beendet. Als sich die Angreifenden, welche zu überraschen gedachten, selbst überrascht sahen, glaubten sie wegen des energischen Angriffs, es mit überlegenen Kräften zu thun zu haben, und ergriffen mit panischem Schrecken die Flucht.

Dies war es, was Saint-Amand Luis Morin berichtete und hinzufügte, daß von nun an jede Gefahr vorüber sei.

Darauf setzten die Damen über den Fluß und man schlug auf der Höhe desselben Gestades, wo die Banditen bei Beginn der Handlung im Hinterhalt gelegen, ein Lager auf.

Aber dieser neue Erfolg war den Reisenden theuer zu stehen gekommen; ihre Truppe war noch

um zwei Mann vermindert und sie befanden sich kaum auf der Grenze der Wildniß, die sie passiren mußten.

In dem Augenblick, wo wir sie wiederfinden, waren seit diesem letzten Kampfe zwei Tage verflossen.

XVI.

Der Eintritt in die Campagne.

Sobald das Lager errichtet worden, die Wachtposten ausgestellt waren, ließ Luis Morin die Pferde und Maulthiere durch bewaffnete Peonen — da er einen Ueberfall fürchtete — an den Fluß führen. Nachdem er dieselben wieder hatte zurückkommen sehen und sich überzeugt hatte, daß Alles in Ordnung und keine unmittelbare Gefahr für Diejenigen zu fürchten war, welche er durch die unzähligen Windungen der Savanne zu führen den Auftrag hatte, überließ er den Dienern die Sorge, ihre Abendmahlzeit zu bereiten und kehrte zu seinen in dem vor der Enramada befindlichen Zelte versammelten Freunden zurück.

Don Gutierre und Don Miguel waren nachdenklich, die jungen Mädchen schienen betrübt; die verschiedenen Angriffe, welche mit so großer Beharrlichkeit und Erbitterung gegen die Caravane gerichtet

wurden, erfüllten ihr Herz mit düsterer Besorgniß für den Erfolg ihrer Reise. Elf ihrer Diener waren getödtet worden; mehre andere waren kampfunfähig oder kaum von den erhaltenen Wunden genesen. Unter den Peonen ließ sich eine gewisse Muthlosigkeit blicken, sie schienen zu errathen, daß die Leute, welche sie so hartnäckig verfolgten, einen andern Zweck hatten, als sie zu plündern, und kaum wieder hergestellt von den früheren Gefahren, fürchteten sie bereits die kommenden.

Die Furcht ist ansteckend; Don Gutierre und die jungen Mädchen unterlagen wider Willen dem Einflusse der Leute, welche sie umgaben; nur Don Miguel, Luis Morin und die vier canadischen Jäger hatten all' ihr Vertrauen und ihren sorglosen Muth bewahrt. Don Miguel und Don Luis, weil sie wußten, mit welchem Feinde sie es zu thun hatten, die Canadier, weil, gewöhnt an dieses Leben der Kämpfe, ihnen die scharfen Wohlgerüche der Wildniß alle ihre Heiterkeit wiedergegeben hatten.

Das Abendessen war bereitet, und man wartete nur noch auf die Gegenwart Luis Morin's, um die Mahlzeit zu beginnen.

„Verzeihen Sie mir, daß ich Sie habe warten lassen," sagte dieser und setzte sich auf einen Baumstumpf nieder, der ihm als Sitz zu dienen bestimmt war, „aber ich habe nicht eher an mich denken wollen, als bis Alles im Lager in Ordnung war;

wir befinden uns jetzt nicht mehr in civilisirten Regionen," fügte er lächelnd hinzu. „Wir müssen aufmerksam wachen, bei Strafe ermordet oder verschlungen zu werden, eine doppelte Alternative, die nichts sehr Erfreuliches hat."

Der Zustand von Niedergeschlagenheit, in welchen er seine Freunde versetzt sah, war Luis Morin nicht entgangen; er erkannte, daß das einzige Mittel war, ihnen den Muth und die Energie, welche sie beinahe verlassen hatte, wiederzugeben, die Sache offen zur Sprache zu bringen.

Die Mahlzeit begann in ziemlich düsterer Stimmung.

„Ihre Worte sind wenig beruhigend, Sennor Don Luis," bemerkte Sacramenta und versuchte zu lächeln.

„Sennorita," antwortete entschlossen der Franzose, „sie sind wahr; wenn ich meine Worte an furchtsame junge Mädchen gerichtet hätte, würde ich ohne Zweifel die Wahrheit verschwiegen und gesagt haben, daß nichts zu fürchten sei, und daß unsere Reise durch die Wildniß nur eine Vergnügungsreise sei. Allein Ihnen gegenüber, die Sie eben so muthig als schön sind, muß ich offen sein; Sie würden mir böse sein, wenn ich anders handeln wollte. Bis jetzt haben wir nur nöthig gehabt, uns gegen civilisirte Banditen zu vertheidigen, welche, wenn wir in ihre Hände gefallen wären, einige Rücksicht

genommen haben würden, das bezweifle ich nicht. Heut' ist es nicht mehr so, wir können in jedem Augenblick in den Hinterhalt von Rothhäuten fallen, und was für Rothhäute," setzte er hinzu, „Comanchen, Pawnees, Apachen, alle unversöhnliche Feinde der weißen Race, hauptsächlich die Apachen. Als Gefangene dieser Indianer sind wir nicht allein verloren, sondern unsrer wartet das furchtbarste Schicksal, die entsetzlichsten Qualen."

„Aber das ist ja schrecklich, was Sie uns sagen!" rief Donna Jesusita.

„Seht Ihr denn nicht, daß Euch Don Luis erschrecken will," sprach Don Gutierre, und winkte dem Franzosen, was dieser hartnäckig nicht zu bemerken schien.

„Mein Gott nein, ich versichere Ihnen, ich bin das Echo der Wahrheit und was mehr ist, einer sehr milden Wahrheit," erwiderte er.

„Aber dann sind wir verloren!" rief Donna Sacramenta mit einer Geberde des Schreckens.

„Ja und nein; dies wird von uns abhängen," erwiderte unerschütterlich der Franzose, „wir sind verloren, wenn wir uns einem vergeblichen Schrecken überlassen; aber wir sind gerettet, wenn wir beharrlich gegen die Gefahren, die uns umgeben, ankämpfen."

„Ich glaube," sagte das junge Mädchen, „daß

Sie uns bis jetzt in dieser Beziehung keinen Vorwurf machen können."

„Gewiß nicht, und ich bewundere Sie, aber das ist nicht genug, Sennorita; Sie müssen diesen Muth, welchen Sie besitzen, auch auf die Herzen Ihrer Diener übertragen, durch Ihre Heiterkeit und Sorglosigkeit in Bezug auf die Gefahr beschämen Sie ihre Schwachheit."

„Wir wünschen nichts mehr," sagte lächelnd Sacramenta; „indessen gestehe ich Ihnen, daß obgleich Sie sich beharrlich bemühen, Heldinnen aus uns zu machen, wir dennoch große Furcht vor jenen schrecklichen Wilden haben, von denen Sie sprachen."

„So glauben Sie, Sennoritas, und Sie irren sich, die Frauen haben über die Männer den unbestreitbaren Vortheil des moralischen Muthes, wie bei ihnen, infolge ihrer zarten Organisation, Alles Gefühl ist, so verwandeln sie sich je nach den Umständen, und die Meisten stellen sich in einem bedeutsamen Moment plötzlich über die Männer, durch die Energie und Entschiedenheit, welche sie beweisen."

„Gut, das gebe ich zu," sagte Sacramenta, „doch wo wollen Sie hinaus?"

„Darauf, daß es den Indianern, so tapfer und wild sie sein mögen, niemals gelingt, wenn sie sich entschlossenen und erfahrenen Menschen gegenüber

befinden, diese zu besiegen; daß ihre Kriege nur aus Ueberraschungen bestehen, und daß es genügt, auf der Hut und eben so listig als sie selbst zu sein, um ihre Angriffe zu vermeiden."

„Ei," rief lachend das junge Mädchen, „nachdem Sie uns erschreckt haben, beruhigen Sie uns jetzt zu sehr, Don Luis."

„Nein, Sennorita; ich bin aufrichtig wie immer, ich begnüge mich, die Dinge so hinzustellen, wie sie sind, nichts mehr."

„Sie sind ein entzückender Gesellschafter, Don Luis," sagte mit einem feinen Lächeln Sacramenta. „Meine Schwester und ich danken Ihnen für die Lehre, welche Sie uns gegeben haben. Wir kennen jetzt die ganze Ausdehnung der Gefahr, welche uns bedroht, es hängt von uns ab, sie, wenn nicht zu beschwören, so doch zu verringern. Um dieses Resultat zu erlangen, genügt es, durch unser Beispiel den wankenden Muth unsrer Diener wieder zu beleben. Ist es nicht dies, was Sie uns zu verstehen geben wollten, oder irre ich?"

Luis Morin verneigte sich lächelnd.

„Wohlan," fuhr sie fort, „vertrauen Sie uns. Wenn wir nicht vollkommene Heldinnen sind, wie Sie sie wünschen, werden wir wenigstens versuchen, die Rolle so gut zu spielen, daß Sie selbst dadurch getäuscht sein werden; an uns soll es nicht liegen,

daß sich unsere Diener in Löwen und Tiger verwandeln."

Das Gespräch nahm darauf eine heiterere Wendung. Luis Morin erzählte mit seiner gewohnten Lebhaftigkeit mehre Jagdepisoden und als er das Zelt verließ, hatten Don Gutierre und seine Töchter vollständig ihre vorübergehende Niedergeschlagenheit vergessen und die Hoffnung war wieder in ihr Herz eingekehrt.

Der Franzose hatte seinen Zweck erreicht, der darin bestand, ihnen die nöthige Energie wieder zu geben, deren sie bedurften, um den letzten Kampf auszuhalten, welchen er gegen ihren unversöhnlichen Feind voraussah.

Die Nacht war finster; kein Stern glänzte am Himmel; große schwarze, vom Winde gejagte Wolken zogen schwerfällig in dem Raume dahin; zuweilen vernahm man das dumpfe Grollen eines fernen Donners.

Außer den Wachtposten schliefen Alle im Lager. Gegen einen Gepäckwagen gelehnt, ließ Luis Morin seinen Blick durch die in diesem Augenblick dunkle Savanne schweifen. Da plötzlich schauderte er; er glaubte ein scharfes, unbestimmtes Licht durch die hohen Gräser der Savanne leuchten zu sehen.

Was bedeutete dieses Licht? Dies war die Frage, welche er sich sogleich stellte. Sollten an-

dere Reisende in ihrer Nähe lagern? oder war es das Feuer eines Lagers der Rothhäute?"

In der einen oder andern Voraussetzung war es ein ernster Fall, und mußte so schnell als möglich aufgeklärt werden.

Luis Morin näherte sich dem einige Schritte vor ihm stehenden Wachtposten, dies war einer der canadischen Jäger.

„Saint-Amand," redete er ihn an, „blicken Sie nach jener Seite; bin ich der Spielball eines Blendwerks, oder ist es wirklich ein Licht, welches ich dort glänzen sehe, dort in der Richtung von Ostsüdost?"

Der Canadier schaute einige Sekunden aufmerksam in jene Richtung.

„Sie haben sich nicht geirrt, Don Luis," sagte er endlich; „es ist wirklich ein Licht oder besser gesagt, der Schein eines Feuers, welches Sie bemerkt haben."

„Ja, ja," entgegnete er, „ich wußte es; allein ich hoffte, mich getäuscht zu haben. Sehen Sie, die Flamme vergrößert sich; wir haben Rothhäute in unsrer Nähe. Aber wie kommt es, daß sie uns nicht bemerkt haben?"

„Unsere Feuer sind vollständig durch die Bäume verborgen, welche sie haben stehen lassen. Sehen Sie die Richtung des Lichtes."

Der Franzose schüttelte mit zweifelhafter Miene den Kopf.

„Oder vielmehr," erwiderte er, „kennen die Indianer unsere Anzahl und von deren Schwäche überzeugt, geben sie sich nicht einmal die Mühe, ihre Gegenwart zu verbergen."

„Was giebt es denn?" fragte Don Miguel, der in diesem Augenblick aus dem Zelte trat, und sich, als er seinen Freund mit einem Wachtposten im Gespräch sah, genähert hatte.

„Schauen Sie," gab ihm der Franzose zur Antwort, und streckte den Arm in der Richtung des Lichtes aus.

„Teufel! Das ist eine betrübende Entdeckung, sprach der junge Mann. „Was gedenken Sie zu thun?"

„Mich versichern, wer die Leute sind, die so nahe bei uns lagern," antwortete Luis.

„Wenn Sie es wünschen, Herr Morin, so werde ich gehen und sehen, wer es ist," sagte Saint-Amand.

„Nein, mein Freund, Sie können Ihren Posten in diesem Augenblick nicht verlassen; dies ist meine Sorge."

„Sie!" rief Don Miguel aus.

„Weshalb nicht? Bin ich nicht der Capitain der Caravane? So bin auch ich, mehr als jeder Andere verpflichtet, über dieselbe zu wachen."

„Sie werden sich also nach jenem Lager begeben?“

„Augenblicklich.“

„Denken Sie an die Gefahr, der Sie entgegen gehen.“

„Sie ist geringer, als Sie vermuthen, mein Freund. Die Leute, welche sich — aus mir unbekannten Gründen, die ich aber bald in Erfahrung bringen werde — dort unten befinden, verbergen sich nicht, sonst würden sie unser Wachtfeuer nicht unbeachtet gelassen haben. Es ist wahrscheinlich, daß sie sich auch nicht schützen; ich werde also leicht zu ihnen gelangen, ohne entdeckt zu sein.

„Das ist einerlei, dieses Unternehmen ist, meiner Meinung nach, sehr gewagt; lassen Sie mich die Gefahren mit Ihnen theilen.“

„Nein! bei diesem nächtlichen Gange, ist die Hauptbedingung die indianische Schlauheit aus dem Grunde zu kennen. Ihre Hülfe würde mir, anstatt zu nützen, im Gegentheil nur schaden. Ein unter Ihrem Fuße knisternder Zweig, ein unvorsichtig berührtes dürres Blatt würden genügen, uns zu verrathen. Nein, nein, lassen Sie mich allein gehen; wer sollte überdies während meiner Abwesenheit über das Lager wachen? Ihre Gegenwart ist hier durchaus nothwendig; bleiben Sie also, ich bitte Sie darum.“

„Ich werde bleiben, da Sie es fordern,“ ant-

wortete Don Miguel, allein ich sage Ihnen, daß wenn Sie mit Anbruch des Tages nicht zurück sind, mich nichts abhalten wird, Sie aufzusuchen."

„Es sei, lieber Don Miguel, aber bis dahin, versprechen Sie mir, keine Bewegung zu machen und keinem Ihrer Leute zu erlauben, die Verschanzungen zu verlassen."

„Das verspreche ich Ihnen, mein Freund."

„Nun, leben Sie wohl und auf baldiges Wiedersehen. Ich weiß nicht warum, aber eine geheime Ahnung sagt mir, daß ich Ihnen gute Nachrichten bringen werde."

„Gott gebe es. Bleiben Sie so kurze Zeit als möglich; Sie wissen, daß wir während Ihrer Abwesenheit in furchtbarer Angst schweben werden."

Die beiden Männer drückten sich die Hand. Don Luis warf seinen Rifle über die Schulter, stieg über die Verschanzungen und drang in die hohen Gräser, in denen er bald darauf verschwand.

Sobald er sich im Freien allein sah, besichtigte der Franzose sorgfältig seine Waffen, um sich zu überzeugen, daß sie für den Fall des Gebrauches nicht versagen würden; darauf setzte er, nachdem er sich orientirt hatte, seinen Weg fort.

Luis Morin war ein alter Waldläufer, zehn Jahre seines Lebens waren in der Wildniß verflossen; er kannte die indianische Verschlagenheit, sprach mit ausgezeichneter Leichtigkeit die meisten

Mundarten der Rothhäute; und hatte unter den Comanchen und Apachen, gegen welche er bei verschiedenen Gelegenheiten gekämpft, einen großen Ruf erlangt. Das Unternehmen, welches er in diesem Augenblick beabsichtigte, für jeden weniger Erfahrenen sehr gefährlich, war für ihn gewissermaßen nur ein Spiel. Er wußte seinen Weg in der Savanne vortrefflich zu finden, um keine Ueberraschung zu fürchten, und er war sicher, daß er das Lager, nach welchem er sich auf indianische Manier, das heißt auf weiten Umwegen begab, um von der entgegengesetzten Seite als der, von welcher er ausgegangen war, dahin zu gelangen, ohne entdeckt zu werden, erreichen würde. Er hatte einen ernsteren Grund zur Unruhe; die Zeit der großen Jagden nahete, wo die verschiedenen indianischen Stämme ihre Dörfer verlassen, um sich in die Wildniß zu verbreiten, wo sie bei jeden Zusammentreffen sich erbitterte Kämpfe liefern. Er fürchtete überdies sich zwischen jenen tödtlichen Feinden zu befinden, deren überreizten Leidenschaften sie veranlassen konnten, sich gegen den gemeinsamen Feind, das heißt gegen die unglücklichen Reisenden zu vereinigen. Dies war keine ungewöhnliche Thatsache; Luis Morin war mehrmals Zeuge davon gewesen, auch wollte er durch eine äußerste Anstrengung dieses schreckliche Unglück für seine Gefährten, wenn möglich, zu vermeiden suchen.

Er setzte beinahe seinen Weg eine Stunde fort mit jenem elastischen Schritt, der den Männern eigenthümlich ist, welche die Wildniß durchstreifen, und erreichte endlich den Fuß einer ziemlich steilen Anhöhe, auf deren Gipfel das Wachtfeuer, welches er von dem Lager aus bemerkt hatte, leuchtete.

Dort angekommen, sammelte er sich einen Augenblick; dann legte er sich auf den Boden nieder und begann sich wie eine Schlange durch die hohen Gräser zu winden, zuweilen hielt er inne und blickte argwöhnisch um sich, aber nichts rührte sich, das tiefste Schweigen herrschte in der Savanne.

Nach einer halbstündigen unerhörten Anstrengung befand sich der Jäger, dessen Vorsicht sich verdoppelt hatte, je mehr er sich dem Lager näherte, mit dem Gesicht im Niveau des Gipfels der Anhöhe.

Er theilte leicht das Gesträuch, kauerte sich in einem dichten Gebüsch nieder und schaute um sich.

Er hatte sich, als er das Licht bemerkte, nicht getäuscht: es war in der That der Schein des Wachtfeuers eines indianischen Lagers; davon hatte er in diesem Augenblick den Beweis vor Augen.

Beinahe zweihundert Comanchenkrieger — leicht zu erkennen an der emporstehenden Adlerfeder in ihrem Kriegsbüschel, etwas über dem linken Ohr — lagen bunt durch einander auf dem Grase und

schliefen, eingehüllt in ihre Büffelkleider, nicht fern von ihren Pferden, die an Pfählen befestigt waren und mit vollem Maule ihren Alfalfavorrath verzehrten.

An den Bäumen waren mehre zerstückelte Elennthiere aufgehängt.

Vor dem gerade in der Mitte des Lagers befindlichen Feuer saßen mehre Häuptlinge und rauchten ernst ihr Calumet.

Diese Häuptlinge, renommirte Krieger, deren Fersen mit zahlreichen Wolfsschwänzen geschmückt waren — ein unterscheidendes Zeichen der großen Tapfern — trugen nicht mehr ihre Kriegsmalereien. Dies bewies, daß sie nicht mehr auf dem Kriegspfade waren, sondern sich, wie Luis Morin vermuthete, zu einer Jagdpartie vereinigt hatten.

Ein wenig zur Rechten war der Totem der Nation, durch einen rothen Büffel dargestellt, an einer langen Stange befestigt, welche in der Erde steckte.

„Gut," murmelte Luis zu sich selbst, „es sind Krieger von dem Stamme der rothen Büffel; sie waren einst meine Freunde, vielleicht haben sie mich noch nicht ganz vergessen."

Indessen rauchten die Häuptlinge ernsthaft fort; sie sprachen kein Wort mit einander und schauten weder rechts noch links.

Diese sorglose Sicherheit der Indianer beun-

ruhigte den Jäger; sie schien ihm zu groß, um nicht Verstellung zu sein.

„Ich bin entdeckt,“ murmelte er.

In diesem Augenblick ließ sich der Gesang eines Vogels hören.

Die Häuptlinge bewegten sich nicht.

„Hm!“ sprach der Jäger zu sich selbst, „das ist ein Maukawis, der sehr spät singt; die Wachteln schlafen schon lange. Was bedeutet das?“

Er blieb einen Augenblick unbeweglich, dann faßte er plötzlich einen Entschluß, stand auf, hing seine Flinte über die Schulter und trat aus dem Gebüsch; welches ihn bis jetzt verborgen hatte. Er schritt mit ausgestrecktem Arm entschlossen auf das Wachtfeuer zu, und hielt die Handfläche nach oben, die vier Finger dicht zusammen.

Die indianischen Häuptlinge schienen ihn nicht zu bemerken; sie fuhren fort ernsthaft zu rauchen.

Wenige Schritte vor dem Feuer angekommen, blieb der Franzose stehen.

„Der Wacondah gebe meinen Brüdern, den rothen Büffeln, eine gute Jagd,“ sagte er mit ruhiger und sanfter Stimme. „Ein Freund wünscht sich an ihr Wachtfeuer zu setzen und mit ihnen das Friedenscalumet zu rauchen.“

„Der Panther ist willkommen,“ antwortete ernst einer der Häuptlinge. „Warum hat sich mein Bruder, der weiße Krieger, wie ein furchtsamer Hase ver-

borgen, um sich dem Lager seiner Freunde, der rothen Büffel, zu nähern? Die Häuptlinge erwarten, daß es ihm gefallen möge, sich an ihre Seite zu setzen."

„Ich habe Unrecht gehabt, so zu handeln, wie ich es gethan, Häuptling," sagte der Franzose: „ich erkannte es und bin offen in das Lager meiner Brüder gekommen."

„Der Panther hat wohl daran gethan."

Luis Morin warf seine Flinte auf die Erde, setzte sich vor das Feuer, nahm das ihm angebotene Calumet und begann mit der ganzen Ernsthaftigkeit, welche die Umstände erforderten, zu rauchen.

XVII.

Die rothen Büffel.

Der Fremde, welcher die Häuptlinge eines indianischen Stammes um Gastfreundschaft bittet und sich an das Berathungsfeuer setzt, wird sogleich geheiligt für sämmtliche Mitglieder dieses Stammes. Keiner hat das Recht, ihn zu befragen; wenn er die Beweggründe seiner Ankunft nicht mittheilen will, so bleibt er Herr seines Geheimnisses.

Bei der gegenwärtigen Gelegenheit wichen die indianischen Häuptlinge nicht von dieser Gewohnheit ab. Sobald der Jäger sich gesetzt hatte, nahmen sie ihre Calumets wieder, füllten sie von Neuem mit Morrichée, eine Art mit Gewürzen bereiteter Tabak, und fuhren fort, schweigsam zu rauchen. Sie schienen die Anwesenheit des Gastes vergessen zu haben, obwohl sie innerlich mit Ungeduld seiner Erklärung entgegensahen.

Luis Morin rauchte sein Calumet, dann gab er dasselbe, nachdem er die Asche auf dem Nagel seines Daumens ausgeschüttet hatte, dem Indianer zurück, der es ihm bereitet hatte, und entschloß sich, endlich das Wort zu ergreifen. Er begann folgendermaßen:

„Obgleich Monde verflossen sind seit dem Tage, wo ich mich von meinen Brüdern in ihrem Winter-Atepelt (Dorf) getrennt habe, so freue ich mich, zu sehen, daß die rothen Büffel mich nicht vergessen haben.“

„Die rothen Büffel vergessen nichts,“ antwortete weise einer der Häuptlinge, „der Panther hat mit meinen jungen Leuten gejagt, er hat lange Zeit neben ihnen in der Wildniß während der großen Jagden geschlafen, er hat gekämpft mit unsern Braven gegen unsere Feinde, die Apachen, wir lieben den Panther.“

„Habt Dank, Häuptling, ich hatte mich also nicht getäuscht, als ich hierher kam, um mich an das Berathungsfeuer der Büffel zu setzen.“

Ein unmerkliches Lächeln kräuselte die dünnen Lippen des Häuptlings.

„Der Panther spricht in diesem Augenblick nicht wie ein redlicher Jäger,“ sagte er; „der Opossum ist kein altes Weib, welches man betrügt mit lügnerischer Zunge, er ist ein weiser und berühmter Häuptling in seinem Volke, der bleiche

Jäger ist in das Lager der Büffel gekommen, wie ein Alligator, er dachte nicht daran, sich an das Berathungsfeuer zu setzen, sondern zu erfahren, was das für ein Licht war, welches er in der Nacht gleich einem Sterne hatte leuchten sehen. Mein Bruder hat sich erst dann entschlossen, sich zu zeigen, als der Gesang des Maukawis ertönte und ihm bewies, daß seine Gegenwart bekannt war. Habe ich recht gesprochen?“

Ziemlich überrascht, sich so leicht durch den listigen Indianer verrathen zu sehen, gerieth der Franzose sehr außer Fassung, aber er erholte sich sogleich wieder und sagte:

„Ihr habt gut gesprochen, Häuptling, Eure Worte sind beinahe vollkommen richtig: wer wollte versuchen, einen so weisen Häuptling, wie den Opossum, zu täuschen? Ich kam in der That als Späher, aber sobald ich die rothen Büffel erkannte, zögerte ich nicht, mich ihnen zu zeigen und mich zu ihnen zu setzen, denn ich hatte nichts zu fürchten.“

Die Häuptlinge verneigten sich schweigend.

Luis Morin fuhr fort:

„Ich weiß, daß wir in den Mond des wilden Hafers eintreten und daß zu dieser Zeit die großen indianischen Völker die Gewohnheit haben, die Jagden zu beginnen.“

„Die fünfte Sonne ist verflossen, seitdem die

rothen Büffel ihren Atepelt verlassen haben," antwortete der Opossum.

„Da ich die Weisheit meiner Brüder kenne, hat mich der Anblick ihres Feuers überrascht."

„Die Kriegsaxt ist unter den Comanchen, den Pawnees und Apachen vergraben; ihre Krieger werden gemeinschaftlich jagen."

„Diese Nachricht erfüllt mich mit großer Freude, Häuptling, und ermuthigt mich, eine Bitte an Euch zu richten."

„Die Ohren der Häuptlinge sind geöffnet, die Stimme des Panthers ist süß für sie, der bleiche Jäger mag sprechen."

„Ich diene Leuten meiner Farbe als Führer," erwiderte der Franzose.

„Es sind einundzwanzig an der Zahl, unter ihnen befinden sich zwei junge Mädchen mit Gazellenaugen und schön, wie die Jungfrau der ersten Liebe; der Opossum hat sie gesehen."

„Mein Bruder weiß Alles," sagte der Franzose und verneigte sich mit Achtung.

„Die rothen Büffel sind die Gebieter der Savanne, nichts entgeht ihren Augen."

„Diese Reisenden begeben sich nach Sonora, sie reisen nur durch die Wildniß, ohne sich darin aufzuhalten. Der Opossum hat sich vor wenigen Augenblicken der Freundschaft erinnert, welche sein Volk für mich empfindet."

„Der Panther ist immer ein guter Freund und treuer Verbündeter der Comanchen gewesen; was wünscht er von den rothen Büffeln? Sie werden Alles für ihn thun."

„Dank, Häuptling," antwortete der Franzose mit lebhafter Freude, „ich erwartete nicht weniger von meinen Comanchenbrüdern."

„Die Undankbarkeit ist ein weißes Laster," entgegnete weise der Häuptling, „die Dankbarkeit ist eine rothe Tugend."

„Das ist die Wahrheit, Häuptling — ich freue mich, sie anzuerkennen, und bei Gott, seid überzeugt, daß wenn Ihr in wenigen Tagen der Stütze meines Carabiners bedürftet, ich nicht ausbleiben würde."

„Der Carabiner meines Bruders trifft gut und richtig," bemerkte lächelnd der Häuptling, „seine Stütze ist nicht zu verachten; wenn die Noth da sein wird, werden wir sie in Anspruch nehmen. Der Panther wünscht, daß das Beil zwischen den Büffeln und seinen weißen Freunden vergraben bleibe. Wohlan, es sei; seitdem meine Leute mir die Anwesenheit des Panthers in der Caravane verriethen, habe ich das Beil so weit hinter mir geschleudert, daß es Niemand wiederfinden könnte; wünscht mein Bruder noch mehr?"

„Ja, Häuptling, ich wünsche, daß dieser Frie-

den sich auch auf andere indianische Völker erstrecken möge."

„Sie sind schon benachrichtigt, die Passage ist frei; mein Bruder wird keine andern Feinde auf seinem Wege treffen, als die Bleichgesichter."

„Wie! Ihr wißt?" rief Luis überrascht aus.

„Sind wir denn Kinder?" fragte der Häuptling, „wir haben unsichtbar dem Uebergange über den Fluß beigewohnt, mein Bruder und seine Freunde haben sich tapfer geschlagen."

„Ja," versetzte er, „aber nun sind die Bleichgesichter, von denen mein Bruder spricht, nicht mehr zu fürchten, sie sind feige entflohen in der Richtung der Pflanzungen und wahrscheinlich werden sie sich nicht in die Wildniß wagen, wo sie auf jedem Schritte Feinde zu bekämpfen finden."

Der indianische Häuptling schüttelte mehrmals ernst das Haupt.

„Der weiße Krieger soll immer bereit sein, zu kämpfen," antwortete er, „wenn er weiß, daß Kriegsmocksens auf demselben Pfade sind, dem er folgt; der Panther ist ein weiser und erfahrener Krieger, er wird über die Worte des Opossum nachdenken."

Luis Morin wußte, daß, wenn es den Indianern gefiel, in Gleichnissen zu reden, sie nichts bewegen konnte, sich deutlicher zu erklären; er drang also nicht weiter, nur glaubte er zu verstehen, daß

seine Feinde, trotz ihrer zahlreichen Niederlagen, die Partie noch nicht als verloren betrachteten und er die Wachsamkeit verdoppeln mußte, um einem offenbar bedeutenden Angriff zuvorzukommen.

„Wohl," entgegnete er, „die Worte meines Bruders sind in meine Ohren gedrungen, ich werde sie zu benutzen wissen."

Er stand auf, nahm seine Flinte und schickte sich zum Fortgehen an.

„Will sich mein Bruder entfernen?" fragte ihn der Opossum.

„Es muß sein, Häuptling, ich bin schon lange abwesend von meinem Lager, ich muß zu meinen Freunden zurückkehren."

„Ein Gast ist der Abgesandte Wacondah's, es steht ihm frei, zu bleiben oder zu gehen, mein Bruder möge in sein Lager zurückkehren, die Bitten, welche ein tapferer Mann nicht aussprechen will, müssen seine Freunde errathen, die rothen Büffel werden den Panther wiedersehen, bevor er die Savanne verläßt. Lebt wohl!"

„Lebt wohl!" antwortete der Franzose, und nachdem er die indianischen Häuptlinge gegrüßt hatte, warf er seine Flinte über die Schulter und entfernte sich.

Es war ungefähr zwei Uhr Morgens, als der Franzose das Lager der Rothhäute verließ; da er sich nicht mehr genöthigt sah, Vorsichtsmaßregeln

zu gebrauchen, so ging er in gerader Richtung auf sein Lager zu. Er schritt langsam, denn der Raum, den er zurücklegen mußte, war sehr kurz, und überlegte bei sich selbst die Unterredung, welche er soeben mit den Comanchenhäuptlingen gehabt hatte.

Der Zufall hatte ihn seltsam begünstigt, indem er ihm so unvermuthet den Stamm der rothen Büffel zuführte, zu dem er stets in guten Beziehungen gestanden und ein R[illegible]aben glaubte, auf dessen Unterstützung bis zu [illegible]em gewissen Punkte zählen zu können.

„Mögen sie neutral bleiben,“ murmelte er, „ich verlange nicht mehr.“

Bald erblickte er vor sich den durch die Morgendämmerung flackernden Schein des Wachtfeuers seines Lagers.

Er beeilte den Schritt, erkletterte die Anhöhe und befand sich in wenigen Minuten wieder am Fuße der Verschanzungen.

Don Miguel hatte sich nicht zur Ruhe niedergelegt, da er die Rückkehr seines Freundes erwarten wollte; seine lange Abwesenheit begann ihn lebhaft zu beunruhigen und deshalb empfing er ihn jetzt mit einem Ausruf der Freude.

„Nun, was giebt es Neues, lieber Freund?“ fragte er ihn.

„Sehr Vieles,“ antwortete dieser.

„Bringen Sie uns gute Nachrichten von Ihrem Ausfluge?“

„Wie alle Dinge dieser Welt, sind die Nachrichten, welche ich bringe, zum Theil gut und zum Theil schlecht, aber ich beeile mich hinzuzufügen, daß das Gute überwiegt.“

Darauf stattete er Don Miguel, der ihm mit augenscheinlicher Befriedigung zuhörte, Bericht ab, was er bei den rothen Büffeln erlebt hatte.

„Wenn es so ist, so sind wir gerettet,“ sagte Don Miguel, als Don Luis seine Erzählung beendet hatte.

„Noch nicht,“ antwortete der Franzose mit gedankenvollem Ausdruck, „es bleibt uns ein Feind.“

„Dieser ist nicht mehr zu fürchten,“ erwiderte der junge Mann, „obgleich Sie davon sprechen, mein Freund; ich bin überzeugt, Don Ramon ist zu vorsichtig, um sich in die Wildniß zu wagen.“

„Ich glaube im Gegentheil, daß Don Ramon bald von sich hören lassen wird; Alles läßt mich dies vermuthen. Die zweideutigen Worte des Opossum beunruhigen mich mehr, als ich wünschte, augenscheinlich weiß der Häuptling mehr über diesen Gegenstand, als er blicken lassen wollte.“

„Sie halten ihn also für fähig? ....“

„Sich gegen uns zu erklären, nein, wahrlich nicht,“ unterbrach ihn lebhaft Don Luis; „überdies habe ich sein Wort vom Gegentheil, aber ich

bin gewiß, daß Don Ramon ihm hat Vorschläge machen lassen."

„Warum hat der Häuptling, der Ihr Freund zu sein behauptet, dann nicht offen darüber gesprochen?"

„Ah! das ist es, die Indianer sind so, selbst ihre aufrichtigsten Worte sind stets in eine Wolke gehüllt; überdies würde der Häuptling geglaubt haben, mir eine Beleidigung anzuthun, wenn er hätte zeigen wollen, daß er einen Angriff meiner Feinde für mich fürchtet. Für diese Männer, deren Charakter ein wesentlich kriegerischer ist, ist ein Kampf ein Fest; der Opossum hat mich nicht des Vergnügens berauben wollen, einen neuen Kampf gegen meinen Feind zu unterhalten."

„Sonderbare Ansicht!" meinte Don Miguel in einem Tone übler Laune, „ein Kampf erschreckt mich nicht mehr, als einen Andern, und wenn meine Cousinen nicht mit uns wären, würde ich nichts mehr wünschen, als mich zu schlagen; aber ich fühle meinen Muth paralysirt, wenn ich an Sacramenta und ihre Schwester denke. Aber was thun Sie denn?" fügte er hinzu, als er sah, daß Luis Morin den Platz verließ, den er neben ihm eingenommen hatte.

„Wir befinden uns jetzt in der Savanne," antwortete der Franzose, „müssen daher unsere civilisirten Gewohnheiten aufgeben, um die der

Trapper und Waldläufer anzunehmen; ich will den Schlaf Ihres Onkels und Ihrer Cousinen benutzen, um mit meinen canadischen Jägern eine Berathung nach indianischer Sitte zu halten; vier Ansichten sind immer besser, wenn es sich darum handelt, gegen die Hinterlist gewisser Banditen meiner Bekanntschaft zu kämpfen."

„Erlauben Sie mir, dieser Berathung beizuwohnen?"

„Von ganzem Herzen. Bleiben Sie hier, ich werde sogleich wieder zurück sein."

Der Franzose bedurfte nur weniger Minuten, um die Canadier zu wecken; die braven Jäger schliefen, so zu sagen, mit offenen Augen, sie waren in einer Secunde auf den Beinen und wieder vor dem Feuer versammelt, neben welchem sich Don Miguel niedergelassen hatte.

„Meine Gefährten!" begann Luis Morin, während er sich seine Pfeife anzündete, welchem Beispiel die Jäger sogleich folgten, „ich habe Sie hier zusammenberufen, um mich mit Ihnen über die Mittel zu verständigen, deren wir uns bedienen wollen, um frisch und gesund das Ziel unserer Reise zu erreichen."

„Sprechen Sie, Herr Morin, wir hören," entgegneten sie.

Darauf theilte der Franzose die Motive mit, welche Don Gutierre veranlaßt hatten, Vera-Cruz

mit seinen Töchtern zu verlassen, die Ereignisse, welche während der weiten Reise von Medellin bis zum Rio=del=Norte stattgefunden hatten, und die erbitterte Verfolgung des Don Ramon und Don Remigo; zum Schluß seiner Mittheilung erwähnte er den Besuch im Lager der Rothhäute, die Art, wie er empfangen worden war, und die Unterredung, welche er mit ihnen gehabt hatte.

„Ich gestehe Ihnen,“ fügte er hinzu, „daß ich sehr beunruhigt bin, der Opossum ist ein weiser und erfahrener Krieger, seine zweideutigen Worte lassen mich eine Falle fürchten, nicht von Seiten der Indianer, sondern von Seiten der Weißen. Sie wissen, daß die Rothhäute stets mit Freude sehen, wenn die Weißen sich bekämpfen, es ist daher offenbar, daß unsere Feinde, trotz der harten Lehre, die sie von uns empfangen haben, noch einmal versuchen werden, uns einen Hinterhalt zu legen, und diese Eventualität ist es, die wir ablenken müssen.“

Die Canadier hatten mit einem heiligen Schweigen die Worte des Franzosen vernommen; als er schwieg, schienen sie sich mit einander durch Blicke zu berathen, dann nahm Saint=Amand seine Pfeife aus dem Munde und antwortete mit ernster Stimme:

„Ihre Mittheilungen, Herr Luis, sind sehr ernst, ich glaube wie Sie, daß dieser Don Ramon

nicht auf die einmal gefaßten Pläne verzichten wird; wenn wir nur Männer wären, würde ich mich sehr wenig darum kümmern, aber wir haben Damen bei uns, und das ändert die Anschauung der Sache vollständig, und macht sie bedenklich. Ich bin nur ein armer Teufel von Jäger; aber ich würde mich für entehrt halten, wenn den liebenswürdigen jungen Mädchen, die wir begleiten, ein Unglück widerführe, Sie können daher auf mich und meine Freunde zählen, um sie zu vertheidigen, was auch geschehen mag. Wollen Sie uns nun Ihren Plan darlegen?"

„Ich kann also auf Sie zählen?" sagte der Franzose absichtlich.

„Im Leben und im Tode, Herr Luis," antworteten die Canadier einstimmig.

„Dank, meine Freunde," erwiderte er bewegt, „Ihre Antwort überrascht mich nicht, ich wußte es schon seit langer Zeit; aber seien Sie außer Sorge, was auch geschehen mag, die Belohnung wird nicht ausbleiben, ich übernehme dieselbe."

„Verzeihen Sie, Herr Luis," sagte Saint-Amand ernst, indem er die Brauen fest zusammenzog und dem Andern gerade in's Gesicht blickte, „aber es scheint mir, daß wir in diesem Augenblick von etwas Anderem sprechen und daß wir einander nicht mehr verstehen."

„Was wollen Sie damit sagen, Saint-Amand."

„Ganz einfach Folgendes, Herr Luis: daß wir ehrliche Jäger sind, und wenn wir auf einen Vertrag, welcher es sei, eingegangen sind, so erfüllen wir dessen Bedingungen. Wir brauchen keine Belohnung, um unsere Pflicht zu thun, nicht wahr, Ihr Anderen?" fügte er, sich an seine Gefährten wendend, hinzu.

„Es ist so," antworteten diese.

„Glauben Sie mir also, Herr Luis," fuhr der Jäger fort, „sprechen Sie nicht mehr von Belohnung außer dem zwischen uns festgesetzten Preise für unsere Expedition. Wenn es unser Wunsch ist, uns Ihrem Dienst und dem Ihrer Freunde zu widmen, so ist das unsere Sache und geht uns allein an."

„Das ist wahr, mein Freund," antwortete der Franzose gerührt, „Sie sind brave Herzen, ich habe Unrecht gehabt, verzeihen Sie mir."

„Lassen Sie zwischen uns nicht mehr die Rede davon sein, Herr Luis," sagte der Canadier gutmüthig, „wir erwarten jetzt, daß Sie uns Ihren Plan mittheilen."

„Ich denke, wir müssen vor allen Dingen ein Treibjagen in der Savanne anstellen, um zu erfahren, ob wir Spione in der Nähe haben, und wenn wir darüber im Klaren sind unsere Taktik ändern, das heißt, sobald wir die Gewißheit erlangt haben, daß unsere Feinde uns noch immer

verfolgen, ihnen entgegen gehen, sie überfallen und sie, wenn wir können, vernichten."

„Und die jungen Mädchen?" fragte lebhaft Don Miguel.

„Die jungen Mädchen werden wir im Lager unter dem Schutze der Hälfte der Peonen zurücklassen," antwortete Luis Morin.

„Dieser Plan wäre gut, wenn wir es mit den Rothhäuten zu thun hätten;" erwiderte Saint-Amand, „wir werden uns jedoch entschlossenen Banditen gegenüber befinden, die zahlreicher als wir, uns vernichten werden."

„Wir müssen Verbündete haben," sagte der Ourson.

„Verbündete sind hier schwer zu finden," erwiderte Luis Morin.

„Bah!" meinte der Ourson, „nicht so schwer, wie Sie glauben, Herr Morin; könnte sich nicht einer von uns nach der Hacienda von dem Bruder Don Gutierre's begeben, um von dort Leute herzuführen?"

„Ja, aber dies würde einen bedeutenden Zeitaufwand erfordern."

„Acht Tage höchstens, um hinzugehen und wieder zurück zu kommen."

„Da giebt es nähere," sagte plötzlich eine sanfte und sympathische Stimme.

Die Jäger wandten sich erstaunt um, neben ihnen stand ruhig und lächelnd Sacramenta.

„Verzeihen Sie mir, Sennores,“ sprach sie sanft, „daß ich mich in Ihre ernste Berathung mische, aber da hauptsächlich von meiner Schwester und mir die Rede ist, habe ich nicht geglaubt, indiscret zu sein, wenn ich mich einmische.“

„Ah! Sennorita, warum sind Sie gekommen?“ sagte der Franzose betrübt zu ihr.

„Weil Sie tapfere und treue Jäger sind,“ antworte sie, „die ihr Leben für mich wagen; und es ist daher meine Pflicht, Ihnen zu beweisen, daß ich Ihrer Ergebenheit nicht unwürdig bin.“

XVIII.

Sacramenta.

So sprechend, trat das junge Mädchen mit lächelnder Lippe in den Kreis und setzte sich auf das Gras nieder zwischen dem Franzosen und Don Miguel.

„Fahren Sie fort, ich bitte darum, Sennores, mehr als sonst Jemand bin ich bei dem Gelingen Ihrer Pläne interessirt; es ist also gerecht, daß ich davon unterrichtet sei, überdies, obgleich ich nur ein Weib bin, würde ich dennoch vielleicht nicht ganz unnütz sein.“

„Davon bin ich überzeugt, Sennorita,“ entgegnete Luis Morin, „indessen würde es besser gewesen sein, wenn Sie unsern Debatten fremd geblieben wären.“

„Zürnen Sie mir deshalb nicht, Don Luis,“ sagte sie und reichte ihm mit reizendem Lächeln ihre zarte Hand, „der Zufall hat Alles gethan;

ich konnte nicht schlafen, die Unruhe hat mich aufgeweckt; ich bemerkte sie durch die Zweige der Enramada plaudernd am Feuer sitzen, da stand ich auf und hörte sie von Denjenigen sprechen, die Sie umgaben. Sie sprachen mit voller Offenheit; ich vernahm fast wider meinen Willen Ihre Worte, welche mir zum ersten Male die schreckliche Lage entdeckten, in der wir uns befinden, und die furchtbaren Gefahren, welche uns umgeben."

„Das ist es, was ich beklage, Sennorita; diese Gefahren, die Sie sehr übertreiben, hätte ich gewünscht, Ihnen für immer zu verbergen."

„Warum dies, Don Luis?"

„Bei Gott!" rief Saint-Amand aus, „es würde eine Schande sein vor Ihnen, mein schönes Fräulein, nicht zu sprechen; Sie haben das Recht, sich an das Berathungsfeuer zu setzen, selbst die Comanchen, welche die weisesten Krieger sind, die ich kenne, verschmähen es nicht, bei ernsten Gelegenheiten den Rath der Frauen zu hören, warum sollten wir anders handeln als sie? Ich bin vor Allem überzeugt, daß die Ansicht, welche Sie aussprechen werden, die beste sein wird."

„Ich danke Ihnen Sennor," erwiderte sie lächelnd, „ich wage nicht, mir so viel zu erkühnen, will indessen mich bemühen, damit diese Ansicht nicht die schlechteste sei."

„Sagten Sie nicht, liebe Cousine, daß wir in

größerer Nähe von uns Verbündete würden finden können?" fragte Don Miguel.

„In der That sagten sie dies, Sennorita," bemerkte Luis Morin; „ich gestehe Ihnen demüthig, daß, was mich anbetrifft, ich nicht weiß, auf welche Verbündete Sie anspielen."

Das junge Mädchen lächelte schlau, und drohte ihrem Vetter mit dem Finger.

„Um mich für meinen Dünkel zu bestrafen, wollt Ihr mich zum Sprechen zwingen," sagte sie. „Wohlan, es sei, ich unterwerfe mich: keine Anderen als die Comanchenkrieger, welche Don Luis diese Nacht besucht hat."

Der Franzose schüttelte mehrmals zweifelnd den Kopf.

„Sie täuschen sich, Sennorita," sagte er, „die rothen Büffel werden uns nicht zu Hülfe kommen, ihre ausweichenden Antworten auf meine Fragen lassen mir keine Hoffnung in dieser Beziehung."

„Sind Sie dessen gewiß, Don Luis!"

„So gewiß, Sennorita, daß ich es nicht wagen würde, mich von Neuem in ihrem Lager zu zeigen, da ich überzeugt sein könnte, eine abschlägliche Antwort zu erhalten."

„Indessen haben sie Ihnen viel Freundschaft bei Ihrem Besuch gezeigt."

„Allerdings; aber Freundschaft ist unfruchtbar, Worte überhaupt lassen sich nicht in Thaten verwandeln.

„Sie werden mir verzeihen, daß ich in dieser Beziehung Ihre Meinung nicht theilen kann, Sie haben diesen Leuten, wie Sie sagen, große Dienste erwiesen, es ist unmöglich, daß sie dafür nicht eine gewisse Dankbarkeit bewahrt haben sollten."

„Die Dankbarkeit eines Indianers!" sagte er kopfschüttelnd.

„Ist immer besser als die eines Weißen," unterbrach sie ihn mit Lebhaftigkeit; „ich bleibe dabei, mich erst davon zu überzeugen."

„Was wollen Sie sagen!"

„Nichts, wenn nicht, daß ich die Absicht habe, diese Hülfe, um welche Sie nicht bitten wollen, in Anspruch zu nehmen."

„Sie würden dies thun, Sennorita?" rief er erstaunt aus.

„Warum nicht? Ich werde in ihr Lager gehen, ja, Don Luis, wenn Sie einwilligen — nicht selbst mich dahin zu begleiten, sondern mir nur den Weg bezeichnen wollen."

„Aber das ist Thorheit, liebe Cousine," sagte Don Miguel; „Sie würden ermordet werden."

Luis Morin legte ihm die Hand auf den Arm und sagte:

„Nein, die Indianer ermorden keine Weiber, sie achten dieselben; überdies ist die Gastfreundschaft bei ihnen heilig und dann wer weiß! viel-

leicht wird dieses Vorhaben Donna Sacramenta's, so seltsam es anfangs erscheint, gelingen."

„Halten Sie es für möglich?" fragte das junge Mädchen.

„Ich wage nicht diese Frage zu bejahen, indessen wäre es durchaus nicht unmöglich."

Das junge Mädchen schien einen Augenblick zu überlegen, dann wandte sie sich rasch zu dem Franzosen und sagte mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit:

„Don Luis, ich werde nach dem Lager der Indianer gehen."

„Daran denken Sie, Sennorita?" rief er mit schmerzlicher Ueberraschung aus.

„Ja, ja," versetzte sie, „sie allein können uns retten, wenn sie es wollen; ich werde sie aufsuchen."

Luis Morin heftete einige Minuten lang einen durchdringenden Blick auf das jungen Mädchen; dann schüttelte er trübe den Kopf und sagte zu ihr:

„Sie werden diese Thorheit nicht begehen, Sennorita."

„Was nennen Sie eine Thorheit, Don Luis?" antwortete sie mit einem gewissen Stolz.

„Das Vorhaben, welches Sie auszuführen beabsichtigen," erwiderte er dreist.

Sie zuckte mit Verachtung die Schultern und entgegnete mit ironischem Lächeln:

„Fürchten Sie sich denn, mich zu begleiten?"

„Sie haben Unrecht, so zu mir zu sprechen, Sennorita; ich fürchte nichts, wie Sie wissen; so lange mir noch ein Athemzug bleibt, wird meine Brust stets zwischen Ihnen und Ihren Feinden sein; allein Sie machen sich einen falschen Begriff von unsrer Lage, sie ist schlecht, sogar sehr schlecht, das gebe ich zu, aber sie ist durchaus nicht verzweifelt. In Ermangelung einer größern Anzahl besitzen wir Tapferkeit, Erfahrung und Schlauheit, lassen Sie uns zunächst uns dieser drei Mittel bedienen; wenn sie fehlschlagen, dann, Sennorita, werde ich der Erste sein, Sie an Ihr jetziges Vorhaben zu erinnern. Dasselbe würde heute den Indianern, die gute Richter in solchen Dingen sind, als eine Feigheit erscheinen, während es vielleicht in einigen Tagen von ihnen als ganz natürlich angesehen und demzufolge günstig aufgenommen werden würde. Bis dahin bitte ich Sie, Sennorita, überlassen Sie uns Männern die Sorge, über Ihre Sicherheit zu wachen, welche uns so theuer ist und die wir zu schätzen wissen werden, ohne Sie den Spöttereien und, wer weiß, vielleicht den Beleidigungen von Leuten auszusetzen, deren Charakter und Gewohnheiten Sie unmöglich zu beurtheilen verstehen."

„Meine liebe Cousine, Don Luis' Worte sind

von unbestreitbarer Weisheit, und Ihr würdet Unrecht thun, so vernünftigen Gründen nicht Gehör zu geben; glauben Sie mir; lasset ihn handeln, er weiß es am besten, was in diesem Augenblick zu thun nöthig ist."

„Es sei," erwiderte sie; „weil Ihr es fordert, so willige ich ein, nicht — auf meine Pläne zu verzichten, sondern nur, dieselben aufzuschieben."

„Das ist Alles, was ich wünsche, Cousine."

„Was gedenken Sie zu thun, da Sie meine Hülfe, die ich Ihnen biete, ausschlagen?" fragte sie.

„Etwas sehr Einfaches: Mit Anbruch des Tages werden wir unsere Reise fortsetzen; Ourson wird vorausgehen, um Ihren Onkel von der Noth zu unterrichten, in der wir uns befinden; was mich anbetrifft, so werde ich Marceau unter Ueberwachung Don Miguel's die Sorge überlassen, Sie zu führen und mich in Gesellschaft Saint-Amand's entfernen, um Ihren Weg zu beobachten und unsere Feinde zu überwachen."

„Sie kommen auf Ihre alten Pläne zurück."

„Beinahe, Sennorita, allein es ist möglich, daß ich die Spur Don Ramon's entdecke, und dann wird es mir vielleicht mit Hülfe meines Gefährten gelingen, seine Machinationen zu vereiteln und ihn in der Falle zu fangen, die er uns ohne Zweifel gestellt hat. Zwei entschlossene Männer, welche die

Wildniß aus dem Grunde kennen, vermögen viel, wenn sie geschickt sind."

„Noch vor wenigen Augenblicken bedauerten Sie unsere kleine Anzahl!"

„Gewiß, bedaure ich dieselbe, Sennorita, für den Fall, daß wir von Neuem mit der Cuadrilla Don Ramon's handgemein werden müssen, die aus gewissenlosen Banditen besteht, welche fähig sind, um sich unsere Habe zuzueignen, die größten Excesse zu begehen; aber ich habe die Hoffnung, diesen Mann mit seinen eigenen Waffen zu schlagen, das heißt, indem ich List anwende."

„Da jetzt meine Anwesenheit unter Ihnen unnöthig ist, so ziehe ich mich zurück, Sennores, mit dem Bedauern, nicht wie ich wünschte, eine Meinung, welche ich als die beste betrachtete, geltend machen zu können, aber mit der Ueberzeugung, daß Sie selbst bald derselben beitreten werden."

Luis und seine Gefährten verneigten sich ehrerbietig vor dem jungen Mädchen und schwiegen; sie grüßte sie anmuthig und entfernte sich mit langsamen Schritten in der Richtung der Enramada, wo sie eintrat, nachdem sie sich ein letztes Mal nach den Jägern, die noch immer unbeweglich vor dem Berathungsfeuer standen, umblickte.

Als endlich Sacramenta verschwunden war, sagte der Franzose:

„Benutzen wir jetzt die wenigen Stunden, die

uns bleiben, um uns der Ruhe zu überlassen. Mit Anbruch des Tages setzen wir uns in Marsch; Sie, Durson, werden uns verlassen, wie es beschlossen war, und auf dem kürzesten Wege nach den Aguas-Frescas gehen, um Hülfe zu holen. Lassen Sie sich nicht unterwegs von den Indianern oder anderen Streifern überraschen."

„Ei," erwiderte der Canadier mit grobem Lachen, „es würde eine sonderbare Sache sein, wenn ein an die Wildniß gewöhnter Mann sich wie ein Kind entführen ließe. Seien Sie unbesorgt, Don Luis, Sie werden bald von mir hören."

Alle standen auf und entfernten sich, um sich der Ruhe zu überlassen.

Es war drei Uhr Morgens, in zwei Stunden höchstens mußte die Sonne aufgehen; aber das war den Canadiern, die seit langer Zeit an dieses Leben gewöhnt waren, einerlei.

Nachdem sie noch einige Worte gewechselt hatten, wickelten sie sich in ihre Decken, streckten die Füße an das Feuer aus und schliefen fast augenblicklich ein.

Luis Morin und Don Miguel legten sich vor die Enramada, um bei jedem Ereigniß bereit zu sein.

Wir haben gesagt, daß Donna Sacramenta, nachdem ihr edelmüthiges Anerbieten wenn nicht

vollständig zurückgewiesen, wenigstens aufgeschoben war, diese Weigerung ziemlich leicht zu nehmen schien und sich unter die Enramada, welche für sie und ihre Schwester errichtet war, zurückgezogen hatte.

Das stolze junge Mädchen, tapfer und entschlossen wie eine wahre Spanierin, welche sie auch war, hatte sich durch die Art, wie man ihr Anerbieten aufgenommen hatte, verletzt gefühlt. Das Geheimniß, welches sie vernommen, indem sie die Jäger belauscht hatte, bewies ihr, daß die Caravane sich in einer Lage befand, welche, wenn nicht vollkommen verzweifelt, wenigstens sehr kritisch war; ihr Entschluß war daher auf der Stelle gefaßt.

Weit entfernt, durch die sehr richtigen Vorstellungen Don Luis' wankend gemacht zu sein, hatte sie sich vielmehr angetrieben gefühlt, ihr kühnes Unternehmen zu versuchen; da Niemand sie nach dem Lager der Rothhäute begleiten wollte, würde sie allein gehen.

„Was riskirte sie? Das Lager, dessen Feuer sehr deutlich sichtbar war, konnte nicht weit entfernt sein; die Richtung war daher nicht zu verfehlen; eine Stunde höchstens genügte, wie sie wenigstens glaubte, um sich dorthin zu begeben. Mit Tagesanbruch kehrte sie, von den indianischen Häuptlingen begleitet, zurück und würde also ihren Freunden

beweisen, daß sie Unrecht gehabt hatten, ihr kein Vertrauen zu schenken.

Um die Schlußfolgerung des jungen Mädchens zu verstehen und den kühnen Entschluß zu begreifen, welcher die Folge davon war, muß man den spanischen Charakter kennen. Muth, Stolz, Eigensinn und Vertrauen bilden die Hauptzüge desselben; die Frauen überhaupt besitzen eine unbezähmbare Energie; es ist eine Race von Löwinnen; die spanische Geschichte weist Thatsachen auf, wo die Frauen in verzweifelter Lage plötzlich eine Iniative ergriffen haben, welche, indem sie die Männer mit fortreißt, diese gezwungen hat, denselben zu folgen und mit ihnen selbst die Monarchie zu retten. Man braucht nicht weit zu suchen, um Beweise für Das, was wir hier berichten, zu finden.

Donna Sacramenta war Spanierin vom Kopf bis zum Fuß; sanft, selbst schwach und furchtsam im Privatleben, wurde ihr Charakter größer mit den Umständen und stellte sich über die Ereignisse; sie selbst kannte sich nicht, sie mußte sich in einer vollständig ungewöhnlichen Lage befinden, um sich gleichsam gegen ihren Willen zu entschließen, einen so kühnen Gang zu wagen. Sobald dieser Entschluß jedoch einmal gefaßt und in ihrem Geiste erwogen war, würde kein Hinderniß stark genug gewesen sein, sie zurückzuhalten.

Unter die Enramada zurückgekehrt, näherte sie

sich, anstatt sich neben ihre Schwester niederzulegen und sich dem Schlafe zu überlassen, der schwachen Einschließung von durchschlungenen Zweigen, welche als Mauer diente, überwachte aufmerksam, was draußen vorging, und wohnte als unsichtbarer Zeuge dem Schlusse der Berathung der Jäger bei.

Sie sah, wie sie aufstanden und sich trennten und sich endlich um das Feuer niederlegten.

Sie wartete fast eine Stunde, unbeweglich wie eine Marmorstatue, endlich — überzeugt, daß sie Alle schliefen — hüllte sie sich in eine Zarape, nahm für alle Fälle einen Dolch, den sie in ihrem Busen verbarg, drückte ihrer schlafenden Schwester einen Kuß auf die Stirn, verließ leicht wie eine Sylphe die Enramada, ging an ihrem Vetter und Luis Morin vorüber, ohne sie aufzuwecken und eilte mit raschen und leisen Schritten durch das Lager.

Donna Sacramenta ging gerade auf den Wachtposten zu, entschlossen denselben zu bitten, sie passiren zu lassen, und ihm, wenn es nöthig wäre, Gold zu bieten, um ihn zu vermögen, darein zu willigen.

Dieser Wachtposten war glücklicherweise für das junge Mädchen, ein Peone Don Gutierre's. Von Ermüdung erschöpft, schlief der arme Bursche stehend, auf seine Flinte gestützt.

„Wir sind gut bewacht!" murmelte sie mit einem Lächeln.

Und sie ging so dicht bei dem Peonen vorüber, daß sie ihn fast berührte, ohne daß er erwachte.

In wenigen Secunden befand sie sich außerhalb des Lagers.

Sie bahnte sich einen Weg durch die hohen Gräser, in denen sie bald verschwand, dann eilte sie rasch die ziemlich steile Anhöhe hinab und erreichte die Prairie.

Sie verweilte einige Augenblicke, nicht allein, um sich zu orientiren, sondern um Athem zu schöpfen; ihr Herz schlug heftig; das junge Mädchen war trotz ihres Muthes erschrocken, sich so allein in der Finsterniß zu sehen — fern von aller Hülfe, mitten in der Wildniß.

Indessen ging diese Schwäche blitzschnell vorüber, fast augenblicklich kehrte ihr Muth zurück, und sie erhob stolz den Kopf und eilte, fast laufend, in der Richtung des Comanchenlagers weiter.

Ungefähr Dreiviertelstunden setzte sie ihren Weg durch die hohen Gräser fort; das Feuer, nach dem sie ihre Schritte lenkte, erschien ihr wie ein Leuchtthurm auf dem Gipfel des Hügels, wo es flammte; sie hoffte es in einer halben Stunde spätestens zu erreichen, als sich plötzlich ein Knistern in den Zweigen zu beiden Seiten des Abhangs, dem sie folgte, vernehmen ließ und zwei

Männer aus dem Gebüsch hervorstürzten und ihr den Weg versperrten.

Das junge Mädchen stieß bei dieser plötzlichen Erscheinung einen Schreckensschrei aus, und blieb zitternd stehen.

XIX.

Unangenehmes Zusammentreffen.

Diese beiden Männer hatten in der That etwas Seltsames und Unheimliches, was vollkommen die Bestürzung Sacramenta's rechtfertigte.

Sie schienen Rothhäute zu sein oder trugen wenigstens deren Tracht; für einen oberflächlichen Beobachter hatten sie allerdings ganz das Aussehen derselben, aber wenn man sie genauer prüfte, erkannte man leicht, daß ihre Hautfarbe kunstlos durch Farbe gebräunt war und daß die indianische Kleidung, welche sie im bunten Gemisch über ihren Körper geworfen hatten, ihnen eine schwerfällige, linkische Haltung verlieh.

Donna Sacramenta bemerkte nichts von Dem, was wir dem Leser verrathen, — sie glaubte, es mit wirklichen Indianern zu thun zu haben; nachdem der erste Augenblick der Ueberraschung und der

Abneigung überwunden war und sie sich des Grundes erinnerte, weshalb sie das Lager verlassen hatte, entschloß sie sich, das Wort zu nehmen.

„Meine Brüder sind ohne Zweifel Comanchenkrieger?" sagte sie.

Die beiden Pseudo-Indianer tauschten einen spöttischen Blick mit einander aus und der größere von ihnen antwortete endlich:

„Ja, wir sind Comanchenkrieger."

„Ich freue mich, meine Brüder getroffen zu haben," erwiderte das junge Mädchen; „ich wünsche nach dem Lager der rothen Büffel zu gehen, da ich ihren Häuptling von wichtigen Dingen zu unterrichten habe; werden mich meine Brrüder zu dem Opossum führen?"

Die beiden Kerle tauschten einen zweiten, noch schlaueren und listigeren Blick als den ersteren aus.

„Was wünscht meine Schwester dem großen Häuptling unsers Stammes zu sagen?" antwortete Der, welcher schon gesprochen hatte.

„Dinge, welche das Ohr eines Häuptlings allein vernehmen soll," sprach das junge Mädchen mit Festigkeit.

„Der Opossum ist ein mächtiger Häuptling," meinte emphatisch der Indianer — oder der vermeintliche, „er wird in dem Stamm der rothen Büffel verehrt, Weiber können nicht in das Lager der indianischen Krieger dringen."

„Meine Brüder reden nicht gut,“ erwiderte das junge Mädchen, „wissen Sie denn nicht, daß die Weiber von den Comanchenkriegern immer respectirt und mit Rücksicht behandelt werden, sobald sie sich in ihren Callis zeigen?“

Die beiden Männer sprachen einige Minuten leise mit einander, sie schienen sich zu berathen, dann antwortete Der, welcher bis jetzt das Wort geführt hatte, mit kurzem Tone:

„Es sei; wir werden unsere Schwester in das Lager der braven Comanchenkrieger führen; unsere Schwester folge uns.“

Das junge Mädchen blickte mißtrauisch auf ihre beiden Gefährten; wider Willen empfand Donna Sacramenta einen unbeschreiblichen Widerwillen gegen diese Männer, deren linkische Manieren und mehr und mehr entlehnten Worte ihr ungewöhnlich erschienen.

„Das Lager der rothen Büffel ist sehr entfernt,“ sagte sie zögernd; „ich möchte für meine Brüder kein Hinderniß sein; es genügt, daß sie mir den Weg bezeichnen, dann werde ich allein nach dem Lager gehen.“

„Der Weg ist nicht leicht zu verfolgen,“ erwiderte einer der Indianer; „in der Prairie sind alle Pfade durch die wilden Thiere verwischt, so daß meine Schwester nicht zehn Schritte thun kann, ohne sich zu verirren. Es ist besser, daß wir die

Jungfrau der Bleichgesichter bis zu dem Lager der rothen Büffel, unsrer Brüder, führen. Der Opossum würde seine Söhne bestrafen, wenn sie diese heilige Pflicht versäumt hätten."

Ungeachtet des Widerwillens, welchen das junge Mädchen gegen die Gesellschaft dieser Männer empfand, die ihr mit jedem Augenblick verdächtiger wurden, war sie dennoch genöthigt, sich selbst zu gestehen, daß sie Recht hatten und daß, allein durch die Wildniß zu gehen, sehr unvorsichtig von ihr sein würde — auch für das Gelingen ihrer Pläne betrübende Folgen haben könnte. Sie machte daher keine Einwendung gegen deren Vorstellungen und entschloß sich, ihnen zu folgen; doch nahm sie sich vor, sie für den Fall eines Verrathes sorgfältig zu überwachen.

Indessen schienen die Indianer ungeachtet ihrer rauhen Manieren und kurzen Worte keine schlechte Absicht gegen das junge Mädchen im Schilde zu führen. Als Sacramenta sich endlich entschlossen hatte, sich ihrem Schutze zu überlassen, nahmen sie sie zwischen sich, verließen sogleich den Weg, auf dem sie sich befanden, drangen in die Gebüsche und begnügten sich mit den lakonischen Worten: „Dieser Weg verkürzt die Strecke bedeutend."

Ob Donna Sacramenta es nun glaubte oder nicht, genug, sie hielt es nicht für angemessen, die geringste Bemerkung zu machen, sondern begann

entschlossen zwischen ihren beiden Führern den Weg fortzusetzen.

Diese eilten vorwärts, theilten mit ihrer Flinte die Zweige und Gräser, die ihnen hinderlich waren, schauten unruhig um sich und blieben zuweilen stehen, um einige leise Worte zu wechseln, welche das junge Mädchen nicht zu verstehen vermochte.

So schritten sie beinahe zwei Stunden fort, ohne, wie es schien, einer bestimmten Richtung zu folgen; immer gerade aus — ohne sich um die Wege zu kümmern, die sich auf ihrer Passage befanden — schienen sie geneigt, immer tiefer in die am wenigsten gekannten und demnach geheimnißvollsten Theile der Savanne dringen zu wollen.

Die Dunkelheit schien sich zu vermindern, der Horizont färbte sich mit dem ersten Tageslicht, die Vögel erwachten unter dem Laube, hier und dort sah man über den Gräsern Elennthiere und Assahtahs hervorgucken, deren scheue Blicke sich unruhig auf die Reisenden richteten, und dann, nachdem sie dieselben einen Augenblick betrachtet hatten, im raschen Laufe durch die Savanne entflohen.

Trotz aller Festigkeit ihres Characters, ungeachtet alles Muthes, mit dem sie sich bewaffnet hatte, fühlte sich Donna Sacramenta von unbeschreiblicher Furcht erfaßt. Dieser weite Weg, um das Indianerlager zu erreichen, welches nach dem Ausspruche Luis Morin's höchstens zwei Meilen

von der Caravane entfernt war, schien ihr außer allem Verhältniß. Sie begann eine große Mattigkeit zu empfinden und ungeachtet aller Anstrengung, dem eiligen Schritte ihrer Gefährten zu folgen, trugen sie ihre schmerzenden Füße kaum noch.

Indessen setzten die beiden Männer ihren Weg in demselben Schritte fort; sie schienen den Zustand, in welchem sich das junge Mädchen befand, durchaus nicht zu bemerken; endlich — als sie, von Müdigkeit und Schmerz überwältigt, unfähig war, noch länger eine solche Marter zu ertragen, — blieb sie plötzlich stehen und sank am Fuße eines Baumes nieder, der einsam mitten in der Prairie stand.

„Ihr habt mich getäuscht," sagte sie entschlossen, „ich werde nicht weiter gehen, bevor ich weiß, was Ihr mit mir beabsichtiget."

Mehr erstaunt, als sie es blicken lassen wollten, über diesen raschen Entschluß, blieben die Männer stehen und schauten mit unruhigem Ausdruck um sich.

„Was bedeutet das?" fragte endlich Der, welcher bis jetzt das Wort geführt hatte, „warum wollt Ihr nicht weiter gehen?"

„Weil ich von Müdigkeit erschöpft bin," antwortete das junge Mädchen, „und ich ferner die Ueberzeugung habe, daß Ihr mich täuschet und mir eine Falle stellt."

„Ihr seid närrisch," versetzte der Mann, „will meine Schwester sich in das Lager der Rothhäute begeben?"

„Das will ich; allein ich bin gewiß, daß Ihr nicht die Absicht gehabt habt, mich dahin zu führen, sonst würden wir es schon längst erreicht haben."

„Das ist die Ansicht der Bleichgesichter, die sich einbilden, daß man in der Wildniß ebenso rasch geht, als in den Straßen einer Stadt."

Das junge Mädchen erhob rasch den Kopf und richtete einen durchdringenden Blick auf den Sprecher:

„Ihr seid kein Indianer," sagte sie lebhaft, „die Ausdrücke, deren Ihr Euch bedient, beweisen es mir."

„Was bin ich denn sonst?" fragte er und biß sich voll Aerger auf die Lippen.

„Ich weiß es nicht, aber jetzt habe ich die Gewißheit, daß Eure Tracht nur eine Verkleidung ist; Ihr werdet mich nicht länger betrügen."

„Was Ihr da sagt, ist falsch," antwortete er mit Kraft.

Der zweite Mann, welcher es bis dahin für schicklich gehalten hatte, zu schweigen, legte die Hand auf die Schulter seines Gefährten und sagte zu ihm:

„Schweige, wir sind erkannt, jede Verstellung wäre unnütz."

„Ah! Ihr gebt es also endlich zu," rief das junge Mädchen mit einem Gefühl von Furcht aus.

„Ei!" versetzte hohnlachend der Andere, „weshalb sollen wir uns noch länger verstellen? Ueberdies, da Ihr jetzt in unsern Händen seid."

„Ich stehe in Gottes Hand, welcher uns sieht und hört, und der mich nicht ohne Schutz lassen wird."

Die beiden Banditen brachen in ein Gelächter aus.

„Gott sieht nicht in die Wildniß," sagten sie, „die Gebüsche und hohen Gräser fangen seinen Blick auf."

Das junge Mädchen senkte schweigend ihr Haupt und zwei Thränen flossen langsam über ihre Wangen.

Die beiden Mäner nahmen hierauf ohne Umstände neben ihr Platz.

„In der That," sprach der eine von ihnen, „warum sollen wir weiter gehen? Es ist besser, Alles sogleich zu erfahren, damit wir wissen, woran wir uns zu halten haben; auf diese Weise wird jedes Mißverständniß unmöglich sein. Sprecht, Compadre Carnero, erklärt der Sennorita, was wir von ihr zu erlangen wünschen."

„Oh! dies ist so einfach und so leicht zu errathen, lieber Compadre Pedroso," antwortete lächelnd Carnero, daß ich mich wundere, wenn die

junge Sennorita es noch nicht verstanden haben sollte."

„Mein Gott," murmelte das junge Mädchen mit leiser und vor Angst gebrochener Stimme; „mein Gott, verzeihe mir meine Unvorsichtigkeit und überlasse mich nicht den Händen dieser Banditen. Oh! warum habe ich meinen Freunden nicht geglaubt, sondern klüger als sie sein wollen?"

Die beiden Guerilleros — denn sie waren es, welche wahrscheinlich aus persönlichen Gründen und eigenem Interesse sich so gut, als es gehen wollte, in Rothhäute umgewandelt hatten — beeilten sich keineswegs, der jungen Sennorita eine Erklärung ihres Benehmens, welche diese mit Angst erwartete, zu geben.

Trotz ihrer Unverschämtheit empfanden die Banditen unwillkürlich bei der naiven Reinheit und christlichen Ergebung ihrer Gefangenen eine gewisse Verlegenheit, derselben ihre bösen Pläne zu enthüllen.

Donna Sacramenta war es, die sich endlich entschloß, sie zu befragen.

„Sprecht, um des Himmels willen!" rief sie und faltete wie zum Gebet die Hände; „laßt mich nicht länger in dieser entsetzlichen Angst, sagt mir, was Ihr mit mir zu thun gedenkt?"

„Sennorita," antwortete Pedroso mit der größten Ruhe, „beruhigen Sie sich, Sie sind in keiner

Gefahr, Ihr Schicksal liegt in Ihrer Hand; obgleich Sie uns in dieser lächerlichen Tracht sehen, sind wir Weiße von reiner Race und wirkliche Caballeros. Unglücklicherweise hat uns das Mißgeschick, welches sich darin gefällt, Leute von Verdienst zu erniedrigen, in eine sehr schwierige Lage gebracht, wir sind arm."

„Wenn es nur darauf ankommt!" rief das junge Mädchen lebhaft; „so gebt mich wohlbehalten meinem Vater und meinen Freunden zurück, und ich verpflichte mich, Euch reicher zu machen, als, es zu werden, Ihr selbst jemals in Euren ehrgeizigsten Wünschen geträumt habt."

„Was Sie von uns verlangen, Sennorita, kann geschehen," erwiderte Pedroso? „warum sollten Sie getrennt sein von Denen, die Ihnen theuer sind? Wir haben keineswegs die Absicht, daß es so sei; allein unsere Ehre fordert es, daß wir Sie zu dem Chef führen, der uns befehligt."

„Wie, Ihr gehorchet einem Anführer?"

„Gewiß; er ist einer der ehrenwerthesten Caballero und Ihnen bekannt."

„Mir?" sagte sie mit einer mit Furcht gemischten Ueberraschung.

„Ei, dies ist wenigstens sehr wahrscheinlich, denn schon seit langer Zeit folgt er Ihnen."

„Wie heißt dieser Mann?"

„Don Ramon Armero."

„Don Ramon Armero!“ rief sie entsetzt; „oh! eher den Tod als in die Hände eines solchen Elenden fallen!“

„Hm!“ meinte Carnero, „ich glaube, wir werden Mühe haben, uns zu verständigen, denn wir werden auf keinen Fall das Vertrauen, welches unser Chef in uns gesetzt hat, verrathen.“

„Um Gotteswillen, seid barmherzig, ich bin nur ein unglückliches junges Mädchen, welches der Zufall Euch in den Weg geführt hat, als Ihr am wenigsten daran dachtet; wer weiß, was sich zwischen uns ereignet haben würde?“

„Unsere Ehre soll nicht durch einen unwürdigen Verrath beschmutzt werden,“ entgegnete Carnero pomphaft und legte tragisch die Hand auf die Brust.

„Laßt Euch erweichen, ich flehe Euch an; habt Mitleid mit mir,“ sagte sie mit Thränen; „Ihr seid arm, ich wiederhole Euch, daß ich Euch reich machen werde.“

„Ja, das ist verführerisch, ich weiß es,“ meinte Pedroso höhnend, „aber wie können Sie Ihre Versprechungen halten, vorausgesetzt, daß wir dumm genug wären, auf Ihr Verlangen einzugehen?“

„Ah!“ fügte Carnero hinzu, „ein Fliegenvogel in der Hand ist besser, als ein Geier im Fluge, sagt das Sprüchwort; sobald Sie in Ihrem Lager in Sicherheit sind, werden Sie uns vergessen oder

wenn wir dumm genug wären, Ihnen zu vertrauen, würde es Ihre erste Sorge sein, uns wie Hunde erschießen zu lassen, für den Fall, daß wir es wagen sollten, Sie an die Erfüllung Ihrer Versprechungen zu erinnern."

„Nehmt," rief sie eifrig und nahm ihre Armbänder und Halsband ab und reichte sie ihnen dar; „nehmt diese Schmucksachen, theilt sie und führt mich zu meinem Vater zurück, oder laßt mich allein zu ihm gehen; ich schwöre Euch bei der heiligen Jungfrau von Guadaloupe, daß Ihr Alles, was Ihr von mir fordern werdet, erhalten sollt."

Die Banditen bemächtigten sich der Edelsteine des jungen Mädchens mit fieberhafter Begierde, verschlangen dieselben fast mit ihren heißen Blicken und ließen sie sogleich in ihren Kleidern verschwinden.

„Diese Kostbarkeiten, welche Sie uns so edelmüthig darbieten, Sennorita," erwiderte Pedroso mit einem spöttischen Lachen, „gehören nach den Kriegsgesetzen uns; wir thun also, indem wir sie annehmen, nichts Anderes, als Das zu nehmen, was uns rechtmäßig gehört; dies kann jedoch Ihr Lösegeld nicht vermindern; überdies, selbst wenn wir Sie nach Ihrem Lager zurückführen wollten, würde dies unmöglich sein."

„Warum denn? Als Ihr versuchtet, mich von dem Wege abzulenken, habt Ihr Euch wohl selbst verirrt?"

Die Banditen schüttelten schweigend den Kopf.

„Antwortet mir um des Himmels willen!“ rief sie angstvoll aus.

„In der That,“ bemerkte Pedroso, „warum sollten wir nicht die Wahrheit sagen, es ist besser, daß Sie vollständig wissen, woran Sie sich zu halten haben; es ist uns unmöglich, Sie zu Ihrem Lager zurückzuführen, da mein Gefährte und ich, von Ihrem Vetter engagirt, den Sennor Don Miguel heimlich verlassen haben, da uns sein Dienst mißfiel; verstehen Sie uns jetzt?“

„Nein,“ entgegnete sie, „ich habe den Kopf verloren.“

„Es ist indessen sehr einfach: Don Miguel und sein Freund Don Luis betrachten uns als Deserteure und wenn wir dumm genug wären, uns vor ihnen zu zeigen, so würden sie uns eine Kugel durch den Kopf jagen.“

„Oh! glaubt das nicht,“ rief sie und faltete flehend die Hände.

„Im Gegentheil, Sennorita, wir glauben es, und darum liegt uns nichts daran, in ihre Hände zu fallen.“

„Ihr werdet mich nur bis in die Nähe des Lagers führen,“ sagte sie bittend, „dann könnt Ihr mich verlassen und ich werde allein dasselbe betreten.“

„Nicht weiter, Don Luis ist ein zu feiner

Spürhund für uns, er würde uns entdecken und dann wären wir verloren; überdies wer steht uns dafür, daß, sobald Sie Ihre verlorenen Freunde wiedergefunden haben, Sie uns nicht bei ihnen denunciren werden?"

Oh!" sagte sie mit einer Geberde des Schreckens und des Unwillens.

„Es ist Alles möglich," entgegnete Pedroso weise, „Vorsicht ist die Mutter der Sicherheit; nein, dies taugt nichts."

„Aber, um des Himmels willen, was verlangt Ihr denn von mir?" rief sie verzweiflungsvoll aus.

Die beiden Banditen beriethen sich leise mit einander.

„Etwas sehr Einfaches, Sennorita," erwiderte endlich Carnero; „oh! wir sind vorsichtige Leute; Gott ist mein Zeuge, daß wir Ihnen nichts Uebles zufügen wollen, aber es ist gerecht, daß wir die Gelegenheit benutzen, die sich uns darbietet, um unser Glück zu machen; hier ist ein Blatt Liquidambar und ein Stückchen zugespitztes Holz; schreiben Sie auf dieses Blatt, daß Sie unsere Gefangene sind, uns zwanzigtausend Piaster Lösegeld versprochen haben, und daß dieses Geld mir sofort ausgezahlt werden soll. Ich werde mich sogleich in das Lager begeben, auf jede Gefahr, die mir zustoßen kann; aber um Ihnen angenehm zu sein, willige ich ein, mich derselben auszusetzen. Sie

werden hier bleiben unter der Obhut meines Freundes und Compadre Pedroso. Sobald ich die zwischen uns verabredete Summe erhalten habe, benachrichtige ich meinen Gefährten durch ein Signal davon, und Sie werden sofort in Freiheit gesetzt. Dieser Plan ist sehr einfach, wie Sie sehen. Sind Sie damit einverstanden? Sie dürfen annehmen oder ablehnen."

„Ich verlange nicht mehr," antwortete sie mit schlecht verhehlter Freude; „gebt mir, was ich zum Schreiben bedarf."

Pedroso schnitt darauf mit seinem Scalpmesser ein Liquidambarblatt ab und reichte es dem jungen Mädchen.

Diese nahm es und begann zu schreiben; die beiden über ihre Schulter geneigten Banditen folgten aufmerksam den Worten, welche sie niederschrieb.

Plötzlich ertönte ein doppelter Schuß und die Guerilleros rollten, sich im Todeskampfe windend, auf die Erde.

XX.

Auf der Fährte.

Die Sonne stand noch nicht über dem Horizont, als Luis Morin die Schlafsucht, welche seine Glieder fesselte, von sich abschüttelte, sich von dem Boden erhob, der ihm mehre Stunden als Lager gedient hatte, und die Peonen und Jäger weckte, um Alles für die nahe Aufhebung des Lagers vorzubereiten.

Der Franzose hatte zu viel Kenntniß der Wildniß, um seine Zeit nicht zu benutzen und selbst die kleinlichsten Vorsichtsmaßregeln zu vernachläßigen, vermittelst deren es allein möglich ist, sicher durch jene unermeßlichen Savannen zu reisen.

Bald war Alles lebendig in dem Lager der Mexikaner; die Peonen waren eifrig damit beschäftigt, den Pferden und Maulthieren ihr Futter zu geben, sie an den Fluß zu führen, das Früh=

stück zu bereiten, die Lastthiere zu bepacken und die Munitionswagen zu bespannen.

Sobald der Jäger sich überzeugt hatte, daß Alles in Ordnung war, weckte er Don Miguel und bat ihn, seinem Onkel und seinen Cousinen anzuzeigen, daß Alles zur Abreise bereit sei.

Da ertönte plötzlich ein Schrei in der Enramada, und Donna Jesusita stürzte in tiefster Verzweiflung heraus, das Gesicht in Thränen gebadet. Don Gutierre, Don Miguel und der Franzose eilten ihr besorgt entgegen.

„Um Gotteswillen! Was giebt es?“ riefen sie.

„Meine Schwester! Wo ist meine Schwester? Wo ist Sacramenta?“ sagte Donna Jesusita verstört.

„Sacramenta!“ fragten sie angstvoll.

„Ja,“ erwiderte sie, „Sacramenta, was ist aus meiner Schwester geworden?“

„Hat sie denn nicht an Ihrer Seite geruht unter der Enramada?“ fragte Luis voll Angst.

„Nein, ihr Lager ist kalt; meine Schwester ist todt oder geraubt,“ antwortete sie und brach in Schluchzen aus.

„Ah! das ist unmöglich!“ rief Don Gutierre, und eilte nach der Enramada.

„Mein Gott! welches neue Unglück ist während unseres Schlafes über uns hereingebrochen?“ murmelte Don Miguel mit einem Schreckensbeben.

„Mein Gott! mein Gott!“ erwiderte Donna Jesusita, „meine Schwester! meine arme Schwester!“

„Meine Tochter! Wer wird mir meine Tochter wiedergeben!“ rief Don Gutierre in heftigster Verzweiflung.

Luis Morin, welcher bis zu diesem Augenblicke düster und nachdenklich geblieben war inmitten des furchtbaren Tumults, den diese schmerzliche Nachricht verursacht hatte, trat einige Schritte vor, legte Don Gutierre die Hand auf die Schulter und sagte zu ihm:

„Muth, armer Vater, Gott wird Mitleid mit uns haben; Ihr Kind wird Ihnen zurückgegeben werden, das schwöre ich Ihnen!“

Don Gutierre wandte sich langsam zu dem Jäger, richtete auf sein ruhiges und energisches Gesicht einen Blick, aus dem die ganze väterliche Liebe leuchtete und drückte dann die ihm von Don Luis dargereichte Hand.

„Sie sind ein braver und ergebener Mann,“ sagte er zu ihm, „wenn meine Tochter noch gerettet werden kann, so sind Sie allein fähig, dieses Wunder zu vollbringen; ich baue auf Sie wie auf Gott.“

„Lästern Sie Gott nicht, Don Gutierre. Treffen Sie Ihre Vorbereitungen, das Lager aufzuheben, der Augenblick zur Abreise ist gekommen.“

„Aber meine Tochter! meine unglückliche Tochter!“

„Lassen Sie mich handeln. Beten Sie zu Gott und vertrauen Sie seiner Güte und seiner Gerechtigkeit."

Don Gutierre senkte schweigend den Kopf und entfernte sich, indem er in seinen Armen die halb ohnmächtige Jesusita wegführte.

Luis blieb allein mit Don Miguel.

„Wie kann Sacramenta mitten aus dem Lager geraubt worden sein?" fragte Don Miguel. „Das kann ich nicht begreifen."

Der Jäger lächelte ironisch, blickte den jungen Mann fest an und sagte:

„Sie ist nicht entführt worden."

„Wie, sie ist nicht entführt worden?" entgegnete er bestürzt; aber wenn dies der Fall, so wäre sie also mitten in der Nacht allein gegangen; bedenken Sie doch, mein Freund, das dies unmöglich ist."

„Dennoch ist es so;" erwiderte der Franzose und zuckte leicht die Schultern; „erinnern Sie sich nicht mehr, was diese Nacht geschehen ist, als wir unsere Berathung am Wachtfeuer hielten? — die plötzliche Erscheinung Donna Sacramenta's unter uns und ihr Anerbieten sich in das Lager der rothen Büffel zu begeben, um ihre Hülfe zu erbitten."

„Nun, hat meine Cousine nicht auf ihren Plan verzichtet, und hat sie sich nicht in die Enramada zurückgezogen?"

„Allerdings ist sie wieder in die Enramada gegangen, aber sie hat nicht auf ihr Vorhaben verzichtet; der Beweis dafür ist, daß sie in der Absicht fortgegangen ist, dasselbe, sobald wir eingeschlafen waren, sogleich in Ausführung zu bringen."

„Oh! Sie täuschen sich, das ist unmöglich!" rief er entsetzt aus.

„Ich bin dessen gewiß, was ich sage, sie hat die Richtung nach dem Lager der rothen Büffel eingeschlagen; aber was ist seitdem geschehen? Warum ist sie noch nicht im Lager zurück? Das weiß ich nicht; aber ich werde es erfahren. Sie kennen den Charakter Ihrer Cousine nicht, lieber Don Miguel, sie hat uns gegen ihren Willen retten wollen; armes Kind! was wird aus ihr in der dichten Finsterniß mitten in der Wildniß geworden sein."

„Sie machen mich schaudern."

Verlieren wir keinen Augenblick, Alles ist zur Abreise bereit, besteigen Sie Ihr Pferd und machen Sie sich auf den Weg, Sans-Raison wird Ihnen als Führer dienen, er ist ein erfahrener Waldläufer."

„Aber was wollen Sie thun?"

„Ich werde in der entgegengesetzten Richtung meine Nachforschungen anstellen."

„Gott gebe, daß sie Ihnen glücken."

„Sie werden mir gelingen, davon seien Sie überzeugt."

Luis Morin rief darauf Saint-Amand und die andern Jäger herbei; ein einziger fehlte, der Durson, welcher, wie es beschlossen worden, ein wenig vor Sonnenaufgang weggeritten war, um sich nach der Hacienda-d'Aguas-Frescas zu begeben.

Der Franzose gab Sans-Raison und Marceau sehr detaillirte Instructionen über die Richtung, welcher sie mit der Caravane folgen mußten, und bezeichnete ihnen den Ort, wo sie am Abend das Lager für die Nacht aufschlagen sollten. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß sie ihn genau verstanden, verabschiedete er sie und empfahl ihnen die größte Wachsamkeit und vor Allem Vorsicht.

Sobald diese Angelegenheit beendet war, sagte Luis Morin Don Miguel und Don Gutierre Lebewohl, grüßte ehrerbietig Donna Jesusita, welche eine letzte Bitte für ihre Schwester an ihn richtete, und wartete dann, auf seine Flinte gestützt, den Aufbruch der Caravane ab, während er Saint-Amand durch einen Wink zu verstehen gegeben hatte, ihn nicht zu verlassen.

Der Canadier saß sorglos auf einem Felsen, dem Anscheine nach gleichgültig für Alles, was um ihn her vorging. Als die Pferde, von einem Peonen geführt, anlangten, sagte er nur zu dem Franzosen:

„Unsere Pferde?"

„Wir werden dieselben heute Abend in dem Lager wiederfinden," antwortete dieser, „wir wollen einer Fährte folgen."

„Gut! so gehen wir also zu Fuß?"

Luis Morin nickte.

Bald sahen sich die beiden Jäger allein; die Caravane war in der Ferne in den unzähligen Krümmungen des kaum gebahnten Weges, dem sie folgte, verschwunden.

Der Franzose theilte darauf seinen Gefährten den Plan mit, den er zur Wiederauffindung des jungen Mädchens entworfen hatte, und die Mittel, welche er anzuwenden gedachte, um seinen Zweck zu erreichen.

Saint-Amand hörte ihn aufmerksam an und stimmte fast ohne Ausnahme dem Plane des Jägers bei, allein er machte ihm bemerklich, daß — da Donna Sacramenta das Lager verlassen hatte, um sich zu den Comanchen zu begeben, man dorthin zunächst gehen müsse, um gewiß zu sein, ob sie sich wirklich dort befand und welche Gründe sie unter den rothen Büffeln zurückhielten.

Diese Bemerkung frappirte den Franzosen, welcher die Richtigkeit derselben einsah und die Möglichkeit einer solchen Reise zugab, obwohl ihm die Sache außerordentlich schwierig erschien, nicht wegen der Länge des Weges, welche kaum zwei Meilen betrug, sondern wegen der unübersteiglichen Hin-

dernisse, die dem jungen Mädchen auf seinem Wege entgegentreten mußten.

„Es sei, gehen wir nach dem Lager der Büffel," sagte er; „sie sind mir freundschaftlich genug gesinnt, um mir das junge Mädchen zurückzugeben, für den Fall, daß sie es in Folge eines Mißverständnisses als Gefangene zurückhalten sollten."

„Ich glaube nicht, daß sie die Sennorita zur Gefangenen gemacht haben; die Rothhäute haben im Allgemeinen und hauptsächlich die Comanchen einen großen Respect vor allen Frauen unserer Farbe; es ist wahrscheinlich, daß Donna Sacramenta, zu sehr ermüdet, um in das Lager zurückzukehren, die Gastfreundschaft angenommen hat, welche ihr die Comanchen angeboten haben werden."

„Das glaube ich nicht; Donna Sacramenta ist mit einem zu energischen Charakter, und einem zu festen Willen begabt, um nicht bis zu Ende eine Pflicht zu erfüllen, welche sie sich auferlegt hat. So groß ihre Ermüdung nach einem so weiten Gang in der Finsterniß auf fast grundlosen Wegen auch gewesen sein mag, so würde sie dennoch nicht die tödtliche Unruhe und Verzweiflung vergessen, welche ihr Verschwinden Denen verursacht, die sie lieben. Und angenommen auch, die Comanchen hätten ihr, was möglich ist, Gastfreundschaft angeboten, so seien Sie überzeugt, Saint-Amand, daß das edle Mädchen dieselbe nicht angenommen haben,

sie würde sich nach beendeter Aufgabe beeilt haben, zu ihren Freunden zurückzukehren, selbst auf die Gefahr hin, unterwegs vor Müdigkeit umzusinken."

Der Canadier schüttelte trübe den Kopf.

„Wer weiß, ob es dem armen Kinde gelungen ist, das Lager der Rothhäute zu erreichen?" sagte er, „sind wir nicht von Feinden umgeben, deren Spione fortwährend die Augen auf uns gerichtet haben, vielleicht ist sie von den Banditen, die uns auflauern, überfallen und entführt worden."

„Ah! das wäre furchtbar!" rief der Franzose.

„Ich hoffe, daß es nicht so gewesen ist, Herr Morin, jedoch glaube ich, daß wir uns vor Allem zu den Indianern begebèn müssen, da Donna Sacramenta offenbar ihre Schritte zunächst dorthin gelenkt hat. Nach dieser Richtung hin können wir am sichersten darauf rechnen, von ihr Nachricht zu erhalten und ihre Spur wiederzufinden.

„Das ist in der That wahrscheinlicher," antwortete Luis, „so brechen wir denn auf; wir wollen jedoch aufmerksam auf die Spuren achten, die sich unsern Blicken darbieten werden."

Sie verließen darauf den Hügel und schlugen den in die Ebene hinabführenden Pfad ein, um sich nach dem Lager den Indianern zu begeben.

Es war vollkommen Tag, die Sonne sandte reichlich ihre Strahlen herab, welche die glimmer=

haltigen Kiesel der Savanne, wie Tausende von Diamanten leuchten ließen, auf den Blättern der Bäume perlte der Thau, die unter dem Grün kauernden Vögel sangen aus Herzenslust und die Morgenbrise erfrischte die Luft, die immer heißer zu werden begann.

Die beiden Kundschafter gingen neben einander; die Flinte unter dem Arm, um sich derselben bei der geringsten verdächtigen Bewegung in den hohen Gräsern bedienen zu können, schritten sie, aufmerksam den Boden besichtigend, vorwärts.

Kaum hatten sie eine Viertelstunde Weges zurückgelegt, als sie bereits die Spur des jungen Mädchens wiederfanden.

Die Spuren Donna Sacramenta's waren leicht zu verfolgen und um so leichter für die geübten Augen der Jäger zu erkennen, als das junge Mädchen durchaus nicht daran gedacht hatte, ihre Schritte zu verbergen, sondern in gerader Linie, vorwärts geeilt war, da sie keinen Grund hatte, die Richtung, welcher sie folgte, zu verändern.

Ueberdies müssen wir bemerken, daß sie vollständig unbekannt mit den bei den Indianern gebräuchlichen Mitteln war, die Zeichen ihrer Spur zu verwischen.

„Sie sehen es, Herr Luis, Donna Sacramenta hat sich, wie wir vermutheten, nach dem Lager der Büffel begeben," sagte der Canadier.

„Es ist wenigstens sicher, daß sie diesen Weg eingeschlagen hat," antwortete der Franzose; „es bleibt uns nur noch zu erfahren übrig, ob es ihr gelungen ist, das Lager zu erreichen."

„Bah! diese Gedanken verscheuchen Sie nur, ich war ein Narr, daß ich einen Augenblick diese Idee gehabt habe; unsere Feinde sind zu listig, als daß sie einen so kühnen Handstreich versuchen sollten, fast Angesichts unsers Lagers und dann giebt es einen Grund, der Sie beruhigen muß, sie wußten nichts von ihrem Vorhaben."

„Freilich wahr, und dennoch — selbst zugegeben, daß sie nicht in die Hände der Banditen gefallen, — bin ich überzeugt, daß es ihr nicht gelungen ist, das Lager der Rothhäute zu erreichen."

„Warum sollte es anders sein?"

„Weil Das, was für Männer wie wir, die an das Leben der Wildniß gewöhnt sind, leicht auszuführen ist, für ein junges Mädchen wie Sacramenta außerordentlich schwierig sein muß."

Der Canadier erwiderte nichts und setzte seinen Weg fort.

Seid ungefähr Dreiviertelstunden hatten sie den Hügel verlassen, als sie an einen Ort gelangten, wo das Gras an mehren Stellen niedergetreten und die Erde so zerstampft war, daß die verwischten Spuren der Tritte, welche für jeden Andern als

diese kühnen Forscher fast unsichtbar geworden, sie eine Weile zögern ließen.

Luis untersuchte genau die umliegende Gegend, nachdem er um die Stelle, wo die Spur undeutlich geworden, sich einen Kreis gedacht hatte.

Nach einigen Augenblicken schien er vollständig sicher zu sein.

„Ich weiß, was geschehen ist," sagte er zu dem Canadier, „das junge Mädchen folgte mit eiligem Schritte dem Wege, als zwei, zu beiden Seiten in den hohen Gräsern im Hinterhalt liegende Männer plötzlich hervorgesprungen sind und ihr den Weg versperrt haben.

„Alles beweist uns, daß es wirklich so ist," antwortete der Canadier; „was sollen wir nun thun? Nach dem Lager der Rothhäute unsern Weg fortsetzen oder die Umgegend durchforschen, um zu sehen, ob es keine Rückspur giebt."

„Donna Sacramenta ist nicht weiter in der Richtung des Lagers gewesen, als bis hierher, es ist also unnütz dorthin zu gehen; sehen Sie, jenseits von dem Platze, wo wir stehen, hat der Pfad keine andern Fußspuren als die, welche ich auf meiner Excursion heute Nacht darauf zurückgelassen habe."

„Das ist wahr," meinte der Canadier; „so lassen Sie uns denn die Spur suchen."

„Ah!" rief der Franzose mit einer drohenden

Geberde, „Unglück über Die, welche das arme Kind zu rauben gewagt haben! Ihre Vermuthungen waren richtig, Saint=Amand.“

„Hm!“ meinte der Canadier, ohne eine andere Antwort zu geben.

Sie begannen sogleich mit aller Schlauheit und Geschicklichkeit erfahrener Jäger nachzuforschen.

Ihre Nachsuchungen dauerten nicht lange; bald hatten sie die Spur der beiden Guerilleros entdeckt, welche durchaus nicht der indianischen Gewohnheit gefolgt waren, sondern sehr sichtbare Zeichen auf dem Wege, den sie sich durch die Gräser gebahnt, zurück gelassen hatten.

Diese so breiten und deutlich sichtbaren Spuren ließen die Jäger von Neuem zögern; sie konnten nicht glauben, daß diese die wirklichen waren. Da sie die Gewohnheiten der Rothhäute kannten, fühlten sie sich geneigt zu glauben, daß die Spur falsch und nur zu dem Zwecke bezeichnet war, um sie von der wahren Richtung, die sie eingeschlagen hatten, abzubringen und sie eine kostbare Zeit in vergeblichen Nachforschungen vergeuden zu lassen.

Indessen ließen sie sich nicht abschrecken, und als sie die Spur näher und mit der größten Aufmerksamkeit prüften, bemerkten sie bald die leichten Fußtritte des jungen Mädchens schwach auf den Sand gedrückt, zwischen den längeren und stärker

ausgeprägten der beiden Männer, welche sie angehalten hatten.

„Kein Zweifel," sagte Luis Morin darauf, „jetzt ist Alles vollkommen klar; die beiden in diesem Dickicht verborgenen Männer haben sich Donna Sacramenta's bemächtigt und sie als Gefangene fortgeführt; das ist der Weg, den sie eingeschlagen haben, dies die wirkliche Spur."

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, Herr Luis," antwortete der Canadier, „nur möchte ich mir die Bemerkung erlauben, daß diese beiden Entführer Erzesel gewesen sind, die ihr Handwerk entweder nicht verstehen oder Neulinge darin sind; denn sonst würden sie nicht eine Spur zurück gelassen haben, welcher ein Kind mit verbundenen Augen würde folgen können. Ich halte die Rothhäute nicht für fähig, einen so dummen Streich zu begehen."

„Ihre Bemerkung ist sehr richtig, Saint-Amand, ich theile in dieser Beziehung Ihre Meinung vollkommen; auch sahen Sie mich von der lebhaftesten Unruhe ergriffen."

„Aus welchem Grunde denn, Herr Morin?"

„Weil ich jetzt überzeugt bin, daß Donna Sacramenta nicht durch Indianer entführt worden ist."

„Und durch wen denn sonst?"

„Durch wen?" sprach Luis Morin eifrig; „durch Die, welche Sie Anfangs vermutheten, das heißt

durch einige Spürhunde Don Ramon's, vielleicht durch Letzteren selbst; nur Weiße, welche die Gewohnheiten der Wildniß nicht kennen, werden auf ihrem Wege solche Spuren hinter sich zurücklassen."

„Dann ist das arme Kind verloren," entgegnete der Canadier niedergeschlagen, „denn ohne Zweifel werden die Elenden sie nach ihrem Lager gebracht haben, in welches einzudringen uns unmöglich ist."

„Wer weiß? Lassen wir uns nicht so entmuthigen; Gott ist gerecht, er wird die Ausführung eines solchen Verbrechens nicht zugelassen haben; kommen Sie, beeilen wir uns, vielleicht kommen wir noch zeitig genug, um das unglückliche junge Mädchen zu befreien."

Ohne weitere Erklärungen setzten die beiden kühnen Jäger ihren Weg fort, und eilten mit einer solchen Schnelligkeit vorwärts, der wenige Männer gleich gekommen wären; sie fühlten, wie wichtig die Eile war, auch unterstützte sie Alles, denn der Weg war so deutlich sichtbar, daß nichts ihre Schritte verzögerte.

So verflossen mehre Stunden, während die beiden Jäger, ohne ein Wort zu wechseln, weiter schritten; wider ihren Willen aber fühlten sie ihre Seele entmuthigt, und schon dachten sie mit Verzweiflung daran, auf eine weitere Verfolgung, die sie als unnütz erkannten, verzichten zu müssen, als plötzlich ihre für jedes Geräusch empfänglichen Ohren

einen verzweiflungsvollen Schrei in der Ferne vernahmen, der ihnen Flügel verlieh und ihnen alle Hoffnung zurück gab.

Wie Schlangen glitten sie durch die Gräser, erreichten die Grenze eines ziemlich bedeutenden Gehölzes und schlichen leicht von Busch zu Busch bis zu dem äußersten Dickicht. Da bemerkten sie Donna Sacramenta halb ohnmächtig auf dem Boden niedergesunken und die beiden Banditen, welche ihr zu drohen schienen — so glaubten sie wenigstens in der Entfernung, in welcher sie sich von der durch die drei Personen gebildeten Gruppe befanden. Schweigend tauschten sie einen Blick aus, legten ihre Flinten an und drückten ab.

XXI.

Das Lager.

Keine Feder vermag das Gefühl berauschender Freude und lebhafter Dankbarkeit auszudrücken, welche das junge Mädchen empfand, als sie plötzlich von dem tiefsten Schrecken zur vollständigsten Sicherheit überging.

Ihre Befreiung schien ihr an ein Wunder zu grenzen; jetzt wo die künstliche Kraft, die sie bisher aufrecht erhalten, mit der Gefahr verschwunden war, war Donna Sacramenta wieder das schwache und furchtsame Weib geworden, das bei dem geringsten Geräusch erbebte und schon bei dem Anblick der Waffen erbleichte.

„Fliehen wir! fliehen wir!" rief sie in Thränen gebadet und warf sich ganz außer sich in die ihr entgegengestreckten Arme des Jägers.

„Armes Kind!" murmelte dieser mit unbeschreib-

lich gütigem Ausdruck, „die Erschütterung ist furchtbar für Sie gewesen."

Und er nahm sie in seine kräftigen Arme und setzte sie sanft auf das Gras nieder.

Donna Sacramenta war der Aufregung erlegen und hatte das Bewußtsein verloren.

„Sie ist ohnmächtig," sagte der Franzose, „aber die Freude ist nicht gefährlich, sie wird bald zum Bewußtsein zurückkehren; lassen wir sie, vielleicht ist es besser, daß sie bei dem, was hier vorgehen wird, nur ein unempfindlicher Zeuge ist; sehen wir, wer diese Banditen sind."

„Rothhäute, wie mir scheint," sagte der Canadier verächtlich.

„Das glaube ich nicht," erwiderte der Franzose, „betrachten wir sie einmal in der Nähe, es wird mir nicht unlieb sein zu erfahren, mit wem ich es zu thun gehabt habe."

Darauf näherte er sich den beiden Elenden, welche sich in den letzten Convulsionen des Todeskampfes wanden, und ohne sich die Mühe zu nehmen, sich zu bücken, wandte er sie mit dem Fuße um.

„Ich war dessen gewiß," sagte er nach einer Weile, „es sind Kundschafter Don Ramon's, zwei Banditen meiner Bekanntschaft. Schauen Sie sie an, Saint-Amand, dies sind die Elenden, welche uns feige verlassen haben, um uns zum Nutzen des Feindes zu verrathen."

„Bei Gott!“ rief der Canadier, „es sind in der That die beiden von Don Miguel angeworbenen Guerilleros, er hat da einen guten Handel gemacht; solche Schlangen müssen ohne Mitleid zertreten werden.“

Und bevor Luis Morin Zeit hatte, ihn daran zu verhindern, hob der unversöhnliche Canadier seine Flinte empor und zerschmetterte ihnen mit zwei Kolbenschlägen den Schädel.

„Was haben Sie gethan, Saint-Amand? sprach der Franzose in vorwurfsvollem Tone.

„Meine Pflicht,“ antwortete der Jäger rauh, „überdies habe ich eine Schuld bezahlt; diese Banditen kennen unsere Geheimnisse, und haben sie an Don Ramon verkauft; sie sind die Ursache von Allem, was wir seit unserer Abreise von Guadalajara erlebt haben; bei Gott, ich würde es noch einmal ohne Gewissensbisse thun, wenn es möglich wäre, sie zweimal zu tödten.“

„Nun,“ sagte achselzuckend der Franzose, „was geschehen, ist geschehen; es ist unnütz daran länger zu denken, werfen Sie sie in's Dickicht, damit sie nicht die Blicke Donna Sacramenta's trüben, sobald diese wieder die Augen aufschlagen wird.“

Schweigend ergriff Saint-Amand die beiden Leichname, jeden an einem Fuße, und zog sie bis zu einer in geringer Entfernung befindlichen Grube, wo er sie hinein warf.

„Ha! Ha!“ meinte er, als er zu dem Franzosen zurückkehrte, „das ist eine gute Speise für die Geier.“

Ungeachtet der ernsten Situation, konnte sich Luis Morin bei dieser seltsamen Leichenrede des Lachens nicht enthalten.

„Und nun denken wir an unsere Geschäfte,“ sagte er, „es ist besser, unsere fernere Handlungsweise festzusetzen, bevor das junge Mädchen im Stande ist, uns zu verstehen. Was meinen Sie?“

„Hm!“ meinte der Jäger, und lud von Neuem seine Flinte, „das war eine Ladung Pulver, die ich nicht bedauere; es würde unmöglich gewesen sein, sie besser anzuwenden. Was Ihr Verlangen betrifft, Herr Luis, so glaube ich, wir würden, wenn es sich nur um uns Beide handelte, bald unsere Gefährten wieder erreicht haben; aber mit einem jungen Mädchen, das vollständig unfähig ist, sich aufrecht zu erhalten, und durch Ermüdung und Furcht gebrochen ist, ist dies unmöglich, nur daran zu denken.“

„Rings um die Jäger schien die Savanne eben so friedlich und öde, wie an dem Tage, als sie zu Anfang aus den allmächtigen Händen des Schöpfers hervorging.

Das Auge tauchte unbehindert nach allen Richtungen durch die Zwischenräume, welche die blätterreichen Bäume gewährten; nirgends entdeckte man

Etwas, das nicht einen Theil der Landschaft ausmachte und nicht in Harmonie mit der tiefen Ruhe gewesen wäre, die darin herrschte.

Wenn zuweilen ein Vogel die Blätter bewegte, wenn ein von Zweig zu Zweig springendes Eichhörnchen, ein leises Geräusch verursachte, so ließ diese momentane Unterbrechung die Stille nur noch friedlicher und feierlicher erscheinen und man vernahm nichts mehr als das Säuseln der Luft, welche die hohen Gräser erzittern ließ und das dumpfe und einförmige Summen der unendlich kleinen Geschöpfe, die ihre Aufgabe in dem Staube, der sie birgt, erfüllen. Man hätte glauben können, daß der Fuß des Menschen diesen Theil der Savanne niemals betreten, so sehr trug er den Charakter majestätischer und großartiger Ruhe.

Bevor Luis Morin seinem Gefährten eine Antwort gab, blickte er empor und schien in Gedanken nach der Höhe der Sonne am Horizont die Zeit, welche ihm noch übrig blieb, um seine Reise zu beenden, zu berechnen.

„Ich hatte gedacht, wir wollten einen Versuch machen, das Lager der rothen Büffel zu erreichen,“ sagte er, „ich weiß, wo sie heute Abend Halt machen werden. Allein es bleiben uns acht Tagesstunden, das ist mehr als wir bedürfen, um selbst, wenn wir langsam gehen, unsere Freunde zu erreichen; es ist also unnütz, daß wir die

Gastfreundschaft der Rothhäute in Anspruch nehmen."

„Aber das junge Mädchen wird nicht gehen können."

„Auch soll sie nicht gehen, wir werden sie auf einer Tragbahre tragen."

„Wahrhaftig, ja," rief der Canadier, „daran habe ich nicht gedacht; das ist ein vortreffliches Mittel und überhebt uns aller Schwierigkeiten."

Ohne länger zu warten, begann der Jäger mit seinem Messer Zweige abzuschlagen und ging dann emsig an's Werk: sie zu flechten und eine Tragbahre daraus zu verfertigen.

Luis näherte sich dem jungen Mädchen; in demselben Augenblick schlug sie die Augen wieder auf. Ihr erster Blick fiel auf den Jäger, dem sie mit einem traurigen Lächeln die Hand reichte.

„Wie fühlen Sie sich, Sennorita?" fragte er voll Interesse.

„Ich fühle mich besser, viel besser, ich kehre zum Leben zurück; ich bin für meinen Ungehorsam sehr bestraft worden; ohne Sie wäre ich verloren gewesen," antwortete sie mit vor Bewegung gebrochener Stimme.

„Sprechen wir nicht mehr davon, Sennorita, Sie sind jetzt in Sicherheit; aber Sie können nicht hier bleiben, wir müssen uns beeilen, Ihren Vater

und Ihre Freunde, die Ihr Schicksal nicht kennen und für Sie zittern, zu beruhigen."

„Ich werde versuchen zu geben," antwortete sie, und sie bemühte sich, aufzustehen.

„Nein, Sie sind zu schwach, Sie würden uns nicht folgen können."

„Oh! ich bin tapfer, gehen Sie," sagte sie lächelnd.

„Das weiß ich; allein ich werde nicht dulden, daß Sie sich neuen Beschwerden aussetzen. Hier ist eine Tragbahre für Sie verfertigt; wir werden Sie tragen."

„Oh! nein, das werde ich nie zugeben."

„Schon wieder Rebellion!" entgegnete er mit einem sanften Lächeln, „erinnern Sie sich, daß Sie mir Gehorsam schuldig sind, Sennorita; überdies hängt Ihr Wohl von Ihrer Willigkeit ab, meinen Ansichten zu folgen."

„Da Sie es wünschen, so werde ich Ihrem Verlangen nachkommen," erwiderte sie sanft.

Hierauf nahm sie der Jäger in seine Arme und legte sie auf die Tragbahre nieder, welche der Canadier mit Blättern, Gräsern und Moos bedeckt hatte; dann hoben die beiden Männer dieselbe auf und schlugen den Weg nach dem Lager ein, in so ungezwungenem Schritt, als fühlten sie die Schwere der Last, welche sie trugen, nicht.

Es war ein weiter Weg.

Mehrmals nöthigte sie Donna Sacramenta, stehen zu bleiben und Athem zu schöpfen.

Endlich mit Sonnenuntergang erreichten die Jäger den Fuß des Hügels, auf welchem die Mexikaner ihr Lager in einer ganz ähnlichen Lage wie die der vorhergehenden Nacht aufgeschlagen hatten.

Dort angekommen, bestand Donna Sacramenta, deren Kräfte vollständig zurückgekehrt waren, darauf, niedergesetzt zu werden und die wenigen Schritte, die ihr noch zu thun übrig blieben, zu Fuß zurückzulegen, und in die Arme ihres Vaters und ihrer Schwester zu eilen.

Luis ging auf diesen Wunsch ein, dessen Beweggrund er verstand.

Bei Allen gab sich eine lebhafte Freude kund, als sie das junge Mädchen ruhig und lächelnd wieder erblickten.

Nachdem Don Gutierre und ihre Schwester sie mehrmals umarmt hatten, zogen sie sie mit sich fort nach einer Enramada, die zu ihrer Aufnahme bereit war, und dort hatten sie eins jener innigen Gespräche, deren Süßigkeit nur von Denen verstanden werden kann, welche nach furchtbaren Gefahren sich plötzlich wieder mit denjenigen vereint sahen, die sie lieben.

Dem Franzosen und dem Canadier gelang es nur schwer, dem Danke ihrer Freunde zu entgehen; der Jäger ließ sich von den Ereignissen des Tages

genauen Bericht abstatten; dann gab er vor, daß er der Ruhe bedürfe, um den begeisterten Dankesergießungen seiner Gefährten ein Ende zu machen.

Aber es war nicht so leicht, wie er glaubte, sich von Don Miguel zu befreien. Der junge Mann bewunderte den Franzosen. Das Gelingen seiner Nachforschungen in der Savanne schien ihm an ein Wunder zu grenzen.

Indessen willigte Don Miguel auf die Bitten des Jägers ein, nicht länger bei diesem Gegenstande zu verweilen, es gelang Don Luis sogar, die Unterhaltung auf ein ganz anderes Feld hinüber zu leiten.

„Also,“ sagte Don Miguel, „Sie haben keine Nachrichten von Ihren indianischen Freunden gehabt?“

„Keine,“ antwortete der Franzose. „Ueberhaupt sind wir beständig einer entgegengesetzten Richtung gefolgt, als die, welche uns nach ihrem Lager geführt haben würde.“

„Das ist mir unangenehm; ich hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, sie für den Fall einer dringenden Gefahr als Verbündete zu haben.“

„Ich theile Ihre Meinung, aber ich bin überzeugt, daß wir sie in dem Augenblick der Gefahr zu unsrer Hülfe herbeieilen sehen werden.“

„Ja, aber wo finden wir sie jetzt?“

„Das beunruhige Sie nicht, lieber Don Miguel,

ich weiß, wo sie sind; ihr Lager ist von dem unsrigen weniger entfernt, als Sie vermuthen."

„Gott erhöre Sie!"

Darnach breiteten die beiden Männer ihre Zarape auf den Boden aus, wickelten sich hinein, schlossen die Augen und waren bald fest eingeschlafen.

Die Nacht war fast gänzlich verstrichen. Der Himmel wurde allmählich heller; an der äußersten Grenze des Horizonts färbten durchsichtige Reflexe den Rand der Wolken, die Luft wurde kälter, der Thau fiel reichlich, der Morgenwind säuselte durch die Bäume; die Eule begrüßte durch ihr geheimnißvolles eintöniges und trauriges Gekrächze den nahenden Tag.

Saint-Amand, der canadische Jäger, beobachtete als aufmerksamer Wachtposten die geringsten Einzelheiten in der Savanne und benutzte die beginnende Dämmerung, um die Gewißheit zu erlangen, daß Alles ruhig rings um den Hügel blieb.

Plötzlich bebte der Jäger; er neigte sich über die Verschanzung und blickte aufmerksam in die Ebene; da bemerkte er etwas Seltsames.

Die hohen Gräser der Savanne bewegten sich ununterbrochen, wie wenn der Wind über dieselben hinstreicht und sie allmählich gebeugt hätte.

Sonderbar, diese regelmäßige Bewegung der hohen Gräser fand in entgegengesetzter Richtung des Windes statt und näherte sich mehr und mehr

dem Hügel, auf dessen Gipfel das Lager errichtet war, anstatt — wenn diese Bewegung wirklich durch den Wind bewirkt worden wäre, sie im Gegentheil eine umgekehrte Richtung angenommen haben würde.

Obwohl Saint-Amand gewiß war, daß er wachte, so rieb er sich dennoch mehrmals die Augen, aber es war kein Zweifel möglich; er hatte richtig gesehen: die Bewegung kam immer näher, und ließ sich nur in einem gewissen, sehr beschränkten Theile der Ebene bemerken.

Der Canadier vermuthete sogleich einen Hinterhalt.

Er verließ einen Augenblick seinen Posten und eilte, Luis Morin zu wecken.

„Was giebt es?“ rief dieser und erhob sich sogleich ruhig und fest, als wäre er nicht aus festem Schlaf aufgeschreckt.

„Ich weiß nicht,“ antwortete der Canadier; aber sicher geht etwas Ungewöhnliches in der Savanne vor, Herr Luis. Sie wissen, daß ich ein alter Spürhund bin, der nicht so leicht erschreckt; allein ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich mich beinahe fürchte.“

„Oh! oh!“ meinte der Franzose, „so ist es etwas Ernstes. Lassen Sie sehen.“

„Kommen Sie; vielleicht, daß wir Beide errathen, was es ist.“

Er führte Luis Morin nach den Verschanzungen, zeigte ihm die seltsame Bewegung der Gräser und machte ihn hauptsächlich auf die sonderbare Richtung aufmerksam, nach welcher sie sich beugten.

„Hm! · Das ist in der That sonderbar,“ sprach Luis nachdenklich.

„Nicht wahr?“

„Wahrhaftig! da stecken Rothhäute dahinter, das ist eine indianische Hinterlist. Wir werden wahrscheinlich, noch vor Ablauf einer halben Stunde angegegriffen werden.“

„Ich möchte darauf wetten,“ sagte Saint-Amand geschmeichelt, sich in seinen Vermuthungen nicht getäuscht zu haben. „Was müssen wir thun, Herr Luis?“

„Leise unsere Gefährten wecken, ohne einen Augenblick zu verlieren; denn die Zeit drängt. Vor Allem kein Geräusch; die Burschen dort unten dürfen nicht ahnen, daß wir auf unsrer Hut sind.“

Saint-Amand beeilte sich zu gehorchen; er ging von dem einen Peonen zum andern, und wenige Minuten später hatten Alle ihren Posten bei den Verschanzungen eingenommen.

„Auf Befehl Don Luis' waren nur Don Gutierre und Don Miguel nicht geweckt worden.

Nachdem der Franzose sich überzeugt hatte, daß sämmtliche Vertheidiger des Lagers bei den Ver-

schanzungen gegenwärtig waren, rief er einen der Canadier.

„Sans-Raison," sagte er.

„Herr Luis," antwortete dieser und näherte sich ihm.

„Nehmen Sie Ihre Flinte und steigen Sie in die Ebene hinab, um sie zu durchforschen; ich will wissen, was in den hohen Gräsern, die Sie dort unten sehen, vorgeht."

„Noch ehe eine halbe Stunde vergeht, sollen Sie benachrichtigt sein, Herr Luis."

„Vor Allem hüten Sie sich, daß Sie nicht getödtet werden."

„Ich werde mein Möglichstes thun," antwortete er lachend.

Er überstieg darauf die Verschanzungen und glitt in das Buschwerk.

Der Franzose folgte ihm aufmerksam mit den Augen, und sah ihn bald darauf mitten in den hohen Gräsern der Prairie verschwinden.

Wie der Kundschafter versprochen, war er in höchstens einer halben Stunde wieder zurück.

Luis Morin erwartete ihn, während er unruhig auf- und abging. Sobald er ihn bemerkte, rief er ihm zu:

„So kommen Sie doch. Lassen Sie hören, was Sie Neues wissen."

„Alles; was Sie zu wissen wünschen, Herr Morin."

„So erklären Sie sich rasch.“

„Es sind Rothhäute.“

„Rothhäute?“ rief er voll Ueberraschung aus, denn nach den Worten des Opossums glaubte er, von ihrer Seite nichts zu fürchten zu haben.“

„Ja, Herr Luis, Rothhäute; ich bin dessen ganz sicher, was ich sage, denn sie sind fast dicht an mir vorübergekommen.“

„Teufel! sind es viele?“

„So viel ich berechnen konnte, glaube ich ungefähr Hundert.“

„So viel!“ murmelte er und warf einen trüben Blick auf seine so wenig zahlreichen Gefährten; „das ist bedeutend.“

„Bah!“ meinte sorglos der Canadier, „wir haben oft mit ganzen Stämmen zu thun gehabt.“

„Freilich wahr,“ antwortete Luis mit düstrer Miene, „aber wir waren alle an die Wildniß gewöhnte Jäger. Haben Sie die Malereien gesehen?“

„Alles, was ich erkennen konnte, ist, daß es Kriegsmalereien sind, aber es war mir unmöglich zu bemerken, zu welcher Nation sie gehörten.“

„Haben sie Schießwaffen?“

„Sie haben Flinten, das kann ich sicher behaupten.“

„Alle?“

„Ja, Herr Luis, Alle, es scheint, daß es die großen Tapfern ihrer Nation sind; ich habe keine einzige Lanze bemerkt.“

„Das ist unbegreiflich,“ murmelte der Franzose zu sich selbst sprechend, „so viel Schießwaffen in einem Indianischen Detachement.“

In diesem Augenblick theilten sich am Fuße der Anhöhe die Gebüsche und es erschien ein Indianer, der zum Zeichen des Friedens eine Büffelhaut schwenkte.

„Ah! ah!“ sagte Don Luis, „ein Parlamentair! sehen wir, was dieser Bursche will. Doch sonderbar dieser Indianer erscheint mir verdächtig; aufgepaßt, meine Freunde, Niemand schieße, ohne meine Ordre. Sans-Raison,“ fuhr er zu dem einen der Canadier gewandt, fort, „zeigen Sie sich und unterhandeln Sie mit diesem Krieger.“

Sans-Raison stieg sogleich auf die Verschanzung und wandte sich an die Rothhaut, die unbeweglich auf dem von ihr gewählten Platze stand, mit folgenden Worten:

„Was wollt Ihr, Krieger, und warum geht Ihr nicht ruhig Eures Weges, ohne unsere Ruhe zu stören?“

Sämmtliche Peonen, die ordnungslos bei den Verschanzungen versammelt waren, erwarteten angstvoll das Resultat dieser Unterredung, von welcher aller Wahrscheinlichkeit nach ihr Wohl abhing.

XXII.

Der Sturm.

„Seid Ihr ein Häuptling?" fragte der Indianer, ohne auf die an ihn gerichtete Frage zu antworten.

„Und Ihr?" fragte der Canadier mit schlauer Miene.

„Ich bin ein Häuptling."

„Um so besser für Euch, ich ebenfalls; und nun, was wollt Ihr?"

„Mich an das Berathungsfeuer meines Bruders setzen und mit ihm das Friedencalumet rauchen."

„Und was werden Eure Gefährten während dieser Zeit thun?"

„Ich bin allein," antwortete der Indianer entschieden.

„Diesmal lügt Ihr, Häuptling," sprach trocken der Canadier.

In demselben Augenblicke sprangen viele Rothhäute aus den Gebüschen, fielen mit entsetzlichem

Geschrei über die Verschanzungen her und gaben von allen Seiten Feuer.

Sans-Raison fiel schwer verwundet; der Kampf war begonnen, aber Dank der von den Mexikanern getroffenen Vorsichtsmaßregeln wurden die Rothhäute, trotz ihres heftigen Angriffs, von den Peonen so kräftig empfangen, daß sie sich gezwungen sahen, zurückzuweichen, verfolgt von den Kugeln, welche sie bei ihrem Rückzuge erreichten und ihnen empfindliche Verluste zufügten.

Die Ereignisse, welche wir eben berichtet haben, waren so rasch vorgegangen, die Flucht und das Verschwinden der Rothhäute so schnell gewesen, eine so tiefe Ruhe war dem Lärm und Kampftumulte so plötzlich gefolgt, daß, wenn die Reisenden nicht mehre ihrer Gefährten neben sich im Todeskampfe gesehen hätten, sie Alles für einen furchtbaren Traum gehalten haben würden.

Bei dem von den Indianern ausgestoßenen Geschrei, bei den Schüssen, war Don Miguel plötzlich aufgewacht, Don Gutierre stürzte aus dem Zelte und die jungen Mädchen erschienen zitternd und verwirrt.

„Was geht denn vor, mein Gott?“ rief Donna Sacramenta.

„Herr, erbarme dich unsrer!“ flehte ihre Schwester mit gefalteten Händen und gen Himmel gerichtetem Blick.

Luis schwieg nachdenklich bei den von Don Gutierre und Don Miguel an ihn gerichteten Fragen.

Ein seltsamer Verdacht war im Innern des Franzosen aufgestiegen, ein Verdacht, den er aufklären wollte.

„Dahinter steckt Don Ramon," sagte er endlich und sich zu Don Miguel wendend, setzte er hinzu: „Hören Sie, ich muß das Lager verlassen, doch soll meine Abwesenheit nur von kurzer Dauer sein. Während dieser Zeit halten Sie sich auf der Defensive, hüten Sie sich überhaupt, einen Ausfall zu wagen; die Feinde, welche uns angreifen, sind furchtbarer, als Sie ahnen; ich werde selbst gehen, um sie kennen zu lernen." Und als Don Gutierre und sein Neffe versuchten, Einwendungen dagegen zu machen, sagte er mit kurzem Tone: „Kein Wort mehr, die Minuten sind Stunden werth; leben Sie wohl. Saint-Amand, folgen Sie mir."

Nachdem er seinen Freunden ein letztes Mal mit der Hand gewinkt hatte, glitt der Jäger über die Verschanzungen hinaus und verschwand in Begleitung des Canadiers.

Eine halbe Stunde — ein Jahrhundert — verfloß, dann ertönten plötzlich wieder mehre Schüsse, denen fast unmittelbar eine Todtenstille folgte.

„Sie haben ihn getödtet!" rief Don Miguel, „oh! ich werde ihn rächen!"

Mit fieberhafter Energie organisirte der junge Mann die Vertheidigung und übertrug den Zorn, der ihn belebte, auf die Seele seiner durch den unvermutheten Angriff der Rothhäute bestürzten Gefährten.

Die Indianer hatten indessen durchaus nicht darauf verzichtet, sich des Lagers zu bemächtigen; sie bereiteten einen neuen Angriff vor, aber dieses Mal verfuhren sie langsam und methodisch, wie Männer, die jeder Niederlage vorbeugen wollten. Man sah sie außer Schußweite eine Menge Stöße von Zweigen aufhäufen, was die Spanier unerklärlich fanden.

„Geduld, Sennor,“ sagte Marceau zu Don Miguel, als dieser ihn nach seiner Meinung fragte. „Sie werden bald ebenso viel wissen, als ich; aus diesen Zweigen, welche sie abschneiden, wollen sie Bündel machen, die sie zum Schutze gegen die Kugeln vor sich hertragen werden; dann, in der Nähe der Verschanzungen angekommen, werden sie dieselben in Brand stecken und in das Lager schleudern, um es niederzubrennen; das ist sehr einfach, wie Sie sehen.“

„Mein Gott! warum hat uns Don Luis verlassen?“ begann Don Miguel von Neuem.

„Geduld, Sennor,“ erwiderte der Canadier, welcher diesen Ausdruck gern gebrauchte; Herr Luis hat seine Gedanken in Betreff dieser Indianer.“

„Welche Gedanken?“ fragte Don Gutierre.

„Ei!“ meinte der Andere lachend, „er vermuthet, daß diese Rothhäute Weiße sind.“

„Wie?“ fragten Beide überrascht.

„Das ist schon vorgekommen und ich bin nicht abgeneigt, zu glauben, daß es heute so ist; Rothhäute, welche einen nächtlichen Angriff machen, sind sehr zweideutig: der Indianer schläft gern, er kämpft nur am Tage.“

„Ach! ob Rothe oder Weiße, so ist Don Luis jetzt todt, sie haben ihn getödtet.“

„Ich kenne Herrn Luis seit langer Zeit und habe ihn an Orten gesehen, wo es heißer herging, als hier; er ist nicht der Mann, sich so ohne Weiteres tödten zu lassen; die Schüsse, welche Sie gehört haben, beweisen mir nur, daß er ihnen irgend einen Streich gespielt hat, das ist Alles; aber um getödtet zu werden, dazu gehört mehr!“

Diese Beweisgründe des Canadiers beruhigten Don Gutierre und seinen Neffen durchaus nicht, aber sie thaten, als wären sie seiner Meinung, um der Rede ein Ende zu machen.

„Bereiten Sie sich vor,“ sagte plötzlich der Jäger, „ich müßte mich sehr täuschen, oder wir werden von Neuem angegriffen werden.“

„Zu den Waffen!“ rief Don Miguel.

Jeder eilte an seinen Posten, entschlossen, sich

eher tödten zu lassen, als lebend in die Hände der Indianer zu fallen.

Die Vermuthungen des Canadiers waren richtig, die Rothhäute drangen gegen die Verschanzungen vor; aber dieses Mal kamen sie langsam und in guter Ordnung, da sie sich sorgfältig hinter ungeheuren Ruthenbündeln schützten, die sie vor sich herrollten.

Diese Bündel wurden von mehren Männern gehalten, welche sie so handhabten, um aus denselben einen Wall für die andern Indianer zu machen, die hinter denselben unaufhörlich auf die Verschanzungen feuerten.

Auf Befehl Don Miguel's blieben die Peonen hinter den Gepäckwagen und den aufgeschichteten Bäumen unbeweglich, ohne auf das Feuer des Feindes zu antworten.

Indessen näherte sich dieser, obwohl er nur langsam vordrang, immer mehr und mußte sich bald auf dem Gipfel der Anhöhe befinden.

Durch vieles Bitten hatte Don Miguel erreicht, daß die jungen Mädchen sich hinter die im Lager stehen gebliebenen Bäume zurückzogen.

Einige Minuten verstrichen, während denen die beiden Parteien sich schweigend auf einen letzten Kampf vorbereiteten.

Plötzlich ließen die Indianer die sie schützenden Bündel fallen und stürzten auf die Verschanzungen

los, sie von allen Seiten zugleich mit entsetzlichem Geschrei zu erklettern suchend.

Darauf begann ein Kampf Mann gegen Mann, wo jeder Schlag einen Streiter zu Boden streckte.

Der Kampf währte ziemlich lange, ohne besonderen Vortheil auf der einen oder auf der andern Seite; da die Indianer unbedeckt kämpften, hatten sie am meisten zu leiden; die Peonen vertheidigten sich mit unbezähmbarer Energie und machten Alles, was sich in ihrem Bereiche fand, zu Waffen.

Don Gutierre war der Arm durch eine Kugel zerschmettert worden, dennoch fuhr er fort zu kämpfen; Don Miguel schien sich zu vervielfältigen, er war überall zugleich, hier feuerte er die Einen an, dort schalt er die Andern aus und streckte mit jedem Schlage einen Feind nieder.

Das Lager brannte, die Indianer hatten die angezündeten Bündel auf die Gepäckwagen geschleudert und diese standen sogleich in Flammen.

Da fiel plötzlich Don Miguel; eine Kugel hatte ihm die Brust durchbohrt.

Bei dem Fall ihres Anführers von Schrecken ergriffen, zauderten die Peonen einen Augenblick — Alles schien verloren zu sein.

Da stürzte plötzlich Donna Sacramenta mit einem verzweiflungsvollen Schrei wie eine Löwin in die Mitte der Kämpfenden.

„Wie? Ihr flieht, Feiglinge!“ rief sie aus;

„kommt es einem Weibe zu, Euch das Beispiel der Pflicht zu geben?"

Darauf ergriff sie mit wilder Energie die Machete, welche Don Miguel entfallen war, und stürzte auf die schon fast von den Rothhäuten erkletterten Verschanzungen zu. Die elektrisirten Peonen folgten ihr auf dem Fuße, warfen die Feinde aus dem Lager zurück und stellten den Kampf wieder her.

Da erschienen an der Spitze der Wilden zwei Männer in europäischer Tracht, welche sich ohne Zweifel bis zu diesem Augenblicke verborgen gehalten hatten.

Diese beiden Männer waren Don Ramon und Don Remigo.

„Vorwärts! vorwärts!" brüllte Don Remigo, „bemächtigt Euch der jungen Mädchen, tausend Unzen Gold für jede von ihnen."

Es entstand ein furchtbares Handgemenge, welches um so schrecklicher war, als von dieser Anstrengung der Erfolg des Angriffs abhing.

Die Peonen und der überlebende Canadier hatten sich um die jungen Mädchen vereinigt, vor denen sie mit ihren Leibern einen Wall bildeten; alle diese Männer brachten edelmüthig ihr Leben zum Opfer dar, um bis zu dem letzten Blutstropfen diese beiden tapfern und so unglücklichen Kinder zu vertheidigen.

Dennoch mußte trotz ihres heldenmüthigen Widerstandes der Augenblick kommen, wo sie, durch die überlegene Zahl erdrückt, mit der Verzweiflung, ihre Aufopferung vergeblich zu sehen, erliegen würden.

Die jungen Mädchen, welche zu beiden Seiten ihres verwundeten Vaters knieten, erwarteten, von ihren letzten Vertheidigern umgeben, bleich, sterbend, von vorzeitiger Todesangst erfaßt, schweigend und kraftlos den Tod, um sich in den Schooß Gottes zu flüchten.

Plötzlich ertönte ein furchtbarer Schrei, ein entsetzlicher Knall schlug wie ein Blitzstrahl aus einem heitern Himmel, ein Todeshauch wehte über die Angreifenden, deren Reihen wankten wie das durch die Sichel gemähte Getreide. Dämone, die Waffen aller Art schwangen, sprangen auf die Anhöhe; an ihrer Spitze Luis Morin, der, sich seiner Flinte als Keule bedienend, Alles auf seinem Wege zu Boden warf und sich so eine blutige Spur bis zu den jungen Mädchen bahnte.

„Muth!“ rief er mit durchdringender Stimme, „Muth! hier bin ich.“

Erschreckt durch dieses plötzliche Erscheinen von Feinden, von deren Ankunft sie keine Ahnung hatten, wichen die Angreifenden in wilder Unordnung bis an den Rand der Anhöhe zurück, wo sie wie Tiger in den letzten Zügen noch Stand zu halten suchten.

„Zu uns! zu uns!“ rief Don Miguel, indem er sich auf ein Knie emporrichtete; „Luis, retten Sie meine Cousinen, retten Sie meinen Onkel!“

„Hier bin ich!“ antwortete der Jäger, „hier bin ich!“

Was sich ereignet hatte, wird der Leser begreifen. Luis Morin hatte nur eines Blickes bedurft, um zu erkennen, daß die Indianer, welche das Lager angriffen, in Wirklichkeit nur verkleidete Mexikaner, Banditen der schlimmsten Art, waren; er hatte sich Bahn gebrochen und das Lager der Comanchen erreicht. Diese, unter der Anführung des Opossums und anderer Häuptlinge des Stammes, waren bereits auf dem Wege, um ihm zu Hülfe zu kommen.

Außer der Freundschaft, welche die Comanchen für den Jäger empfanden, waren sie erzürnt, Salteadores die Kriegstracht ihrer Nation anlegen zu sehen, um Plünderungen und Grausamkeiten zu begehen, während sie selbst für die Urheber gelten sollten; deshalb hatten sie beschlossen, den Banditen eine exemplarische Strafe aufzulegen.

Inzwischen wurde der Kampf mit unbeschreiblicher Bitterkeit fortgesetzt.

Die Banditen, welche wohl wußten, daß sie keine Gnade von den rothen Büffeln zu erwarten hatten, vertheidigten sich mit einer Wildheit sonder Gleichen; nicht um ihr Leben zu retten — denn

sie wußten, daß es verloren war — sondern um sich tödten zu lassen und so den Martern zu entgehen, die ihre unversöhnlichen Sieger über sie verhängen würden, wenn sie lebend in deren Hände fielen.

Als Don Ramon Luis Morin bemerkte, stieß er das Brüllen eines Tigers aus; der Franzose wollte ihm die Beute rauben, welche er bereits in seiner Macht glaubte. Don Remigo und die beiden Banditen an seiner Seite vereinigten sich mit ihm, und alle Vier drangen auf den Franzosen zugleich ein, umringten ihn und griffen ihn wüthend an.

Aber der Opossum hatte die Gefahr bemerkt, der sein Freund ausgesetzt war, und eilte mit mehren seiner besten Krieger zu seiner Unterstützung herbei.

Luis Morin erwartete seine Feinde festen Fußes.

„Ah!" meinte er hohnlachend, „wieder seid Ihr es, Don Ramon! Diesmal hoffe ich jedoch, werden wir die Sache beenden."

„Und ich ebenfalls, Dämon von einem Franzosen!" rief der Mexikaner mit vor Zorn bebender Stimme. „Stirb, Elender!" setzte er hinzu und entlud auf ihn seinen Revolver.

Der Franzose sprang zur Seite, mit einem Schlage seines Flintenkolbens tödtete er einen der Banditen, welcher wie ein Vieh auf der Schlacht-

bank niederfiel, und zerschmetterte dem Zweiten, welcher seine Reata über seinen Kopf schwang, um ihn zu erwürgen, den Schädel.

Luis Morin hatte also nur noch zwei Gegner vor sich.

„Laßt mich jene Elenden bestrafen,“ rief er dem Opossum zu, „übernehmt ihre noch lebenden Gefährten.“

Er ließ seine Flinte fallen, die ihm nichts mehr nützte, erfaßte seinen langen Degen mit der einen, einen Revolver mit der andern Hand und griff entschlossen die beiden Mexikaner an.

Diese waren keine zu verachtenden Feinde; jung, geschickt, tapfer und von einem tödtlichen Haß belebt, konnte der Franzose in dem Kampfe, den er hartnäckig allein gegen Beide übernehmen wollte, unterliegen.

Wiederbelebt bei dem Anblick der Hülfe, welche ihm sein Freund zuführte, und aufrecht erhalten durch das berauschende Fieber des Kampfes, hatte sich Don Miguel, ungeachtet seiner schweren Verwundung, wieder erhoben und gestützt auf einen vom Boden aufgenommenen Säbel schleppte er sich Schritt für Schritt bis zu der Stelle, wo die drei Männer ein so furchtbares Duell begannen.

Als er seinen Freund allein gegen Don Ramon und Don Remigo kämpfen sah, glitt eine blutige Wolke über die Augen Don Miguel's; er war

nicht mehr Herr seiner Wuth; mit geschwungenem Säbel stürzte er auf Don Remigo los und stieß ihm seine Waffe durch den Leib.

Der Mexikaner heulte vor Wuth; er schlang seinen Arm um den Leib seines Feindes und rollte mit ihm zu Boden, wo Beide, um einandergewunden wie zwei Schlangen, wüthend um sich schlugen.

Keiner hätte den Ausgang dieses seltsamen Kampfes voraussagen können, wenn der Opossum es nicht für rathsam gehalten hätte, sich ins Mittel zu schlagen. Er faßte Don Remigo am Haupthaar, zog seinen Kopf heftig nach hinten und stieß ihm sein Messer in die Kehle.

Der Mexikaner machte einen furchtbaren Satz und fiel erstarrend in convulsivischen Zuckungen zu Boden; seine Glieder streckten sich und er blieb unbeweglich; er war todt.

Was Don Ramon anbetrifft, so war sein Schicksal noch schrecklicher. Luis Morin hatte ihn entwaffnet und trotz eines energischen Widerstandes war es ihm gelungen, ihn zum Gefangenen zu machen.

Der Kampf war beendet.

Von der ganzen Banditentruppe, welche das Lager angegriffen hatte, lebte noch ein einziger: es war Don Ramon.

Luis Morin wollte ihm mit seinem gewöhnlichen Edelmuth das Leben schenken.

Der Opossum widersetzte sich dagegen.

„Man zertritt die giftigen Reptilien," sagte er; „dieser Mann ist eine Schlange, er muß sterben; er gehört den rothen Büffeln, die Comanchenkrieger werden ihn an den Marterpfahl befestigen."

Es war dem Franzosen unmöglich, dem unversöhnlichen Häuptling begreiflich zu machen, daß Gnade oft eine Pflicht ist.

Der Opossum wollte nichts davon hören und Don Ramon wurde von den Indianern mitgenommen.

An demselben Abend wurde der Elende an den Pfahl gebunden; wir wollen seine Qual nicht beschreiben, sie war schrecklich; wir begnügen uns, zu erwähnen, daß er sieben lange Stunden den Tod herbeiwünschte, bevor derselbe seinen Leiden ein Ziel setzte.

Die zum größten Theil verwundeten und auf eine kleine Anzahl zusammengeschmolzenen Reisenden befanden sich in der Unmöglichkeit, ihren Weg fortzusetzen; sie mußten die Gastfreundschaft, welche ihnen die rothen Büffel in ihrem Lager anboten, annehmen.

Sobald er seine Freunde in der Mitte der Comanchen in Sicherheit sah, verließ der unermüdliche Franzose, obgleich er den Ourson einige Tage vorher nach der Hacienda d'Aguas-Frescas

gesandt hatte, seine Freunde und machte sich auf den Weg, um die Ankunft des Beistandes, der Gepäck- und anderen Wagen zu beeilen, welche für die Caravane nach dem erlittenen Mißgeschick unumgänglich nöthig geworden waren.

Der Zustand der jungen Mädchen flößte ernste Besorgnisse ein; in Folge der durch die furchtbaren Gefahren, denen sie so lange Zeit und hauptsächlich während des letzten Kampfes ausgesetzt gewesen, verursachten Gemüthsbewegungen waren sie von einer nervösen Krankheit ergriffen worden, die eine Schwäche hervorgerufen hatten, deren Symptome mit jedem Tage beunruhigender wurden.

Indessen ließen sie eine Freude von guter Vorbedeutung blicken, als Luis Morin ihnen bei seiner Rückkehr verkündete, daß Alles zu ihrer Abreise bereit sei und sie von nun an keine Gefahr mehr zu fürchten hätten.

Die Comanchen wollten ihre Gäste bis an die äußersten Grenzen der Wildniß begleiten; sie verließen sie erst Angesichts der Hacienda.

Vierzehn Tage später schifften sich Don Gutierre, seine Töchter, sein Bruder und sein Neffe, der vollständig von seinen Wunden wieder hergestellt war, nach Europa auf einem französischen Schiffe ein, welches durch die Fürsorge Don Miguel's gemiethet, sie schon seit zwei Monaten in dem Hafen von Guaymas erwartete.

Am Strande nahm Luis Morin von seinen Freunden Abschied.

Vergeblich suchten ihn diese zurückzuhalten; der Franzose blieb taub bei ihren freundschaftlichen Bitten.

„Aber was gedenken Sie denn zu thun?“ fragte ihn Don Miguel.

„Ich werde in die Wildniß zurückkehren,“ entgegnete er; „dort allein, Angesichts der großen Werke Gottes, lebt der Mensch frei, indem er lernt, besser zu werden.“

Erst als das Schiff, welches seine Freunde davontrug, am Horizonte gänzlich verschwunden war, verließ er das Ufer.

Dann stieß er einen tiefen Seufzer aus, zerdrückte eine Thräne, welche über seine gebräunte Wange rollte; dann bestieg er sein Pferd und schlug langsam wieder den Weg nach der Prairie ein.

„Es war ein Traum!“ murmelte er, indem er einen letzten Blick auf das Meer warf.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Don Gutierre und sein Bruder haben sich nach Cordova zurückgezogen; Don Miguel hat Donna Sacramenta geheirathet; Jesusita, welche mehrmals die glänzendsten Partien ausgeschlagen hat, ist seit einigen Monaten in ein Kloster getreten,

wo sie den Wunsch zu erkennen gegeben, ihr Gelübde abzulegen.

Vergebens sucht man nach dem Beweggrund eines so seltsamen Entschlusses von Seiten eines schönen, reichen, geliebten, jungen Mädchens, und welches, wenigstens dem Anscheine nach, so glücklich war.

Ende.

Druck von Oswald Kollmann in Leipzig.

Bei Ch. E. Kollmann in Leipzig sind ferner erschienen:

Romane von Gustav Aimard.

I. Serie.

		Thlr.	Ngr.
1.	Die Trapper von Arkansas. 3 Bde.	1.	15.
2.	Die Grenzstreifer. 3 Bde.	1.	15.
3.	Die freien Schützen. 3 Bde.	1.	15.
4.	Treuherz. 3 Bde.	1.	15.

II. Serie.

1.	Antinahuel, der Aucashäuptling. 6 Bde.	3.	—
2.	Der Fährtensucher. 2 Bde.	1.	15.
3.	Die Prairie-Piraten. 3 Bde.	1.	15.
4.	Das Lynch-Gesetz. 3 Bde.	1.	15.
5.	Der Wüstenzug. 3 Bde.	1.	15.
6.	Das Goldfieber. 2 Bde.	1.	10.
7.	Curumilla. 2 Bde.	1.	10.
8.	Valentin Guillois. 2 Bde.	1.	15.

III. Serie.

1.	Freikugel. 3 Bde.	1.	15.
2.	Der Späher. 4 Bde.	2.	—

IV. Serie.

1.	Die Bienenjäger. 2 Bde.	1.	10.
2.	Felsenherz. 2 Bde.	1.	10.

NB. Die Nummern bezeichnen die Reihenfolge, in welcher jede Serie gelesen werden muß.